

Sonntags = Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise.

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

Bald nach Sonnenaufgang kamen Bernice und Lord Chetwynd auf's Verdeck. Es war weit und breit weder eine Insel noch ein Segel sichtbar; nichts umgab die Sylvia als Wogen und Luft; aber eine Welt von Liebe und Hoffnung war auf dem Verdeck; eine Welt von Freude und Glückseligkeit harrte in diesen beiden jungen Herzen, so daß kein Gefühl der Einsamkeit in ihnen aufkam. Das Frühstück wurde ihnen in der kleinen Kabine aufgetragen, und der Koch tischte ihnen seine feinsten Vederbissen auf.

Nach dem Frühstück ließ Lord Chetwynd von gestreiftem Stoff auf Stangen ein Zeltdach aufspannen und zwei bequeme Stühle darunter stellen. Hier brachte das junge Paar plaudernd und Zukunftspläne schmiedend viele Stunden zu. Die ganze Welt erschien ihnen in einem neuen Lichte. Der junge Marquis beschrieb seiner Braut das große Schloß, welches seine Heimath war, erzählte ihr viel aus seinen Jugend- und Knabenjahren und weihte sie in alle seine Wünsche und Bestrebungen ein, eine anerkennende und theilnahmvolle Zuhörerin in ihr findend.

Nicht nur die Stunden, sondern die Tage verflogen den Liebenden während dieser Hochzeitsreise zur See. Bernice, welche von den Schönheiten des kalcedonischen Kanals um so entzückter war, als sie außer St. Kilda in ihrem ganzen Leben nichts gesehen hatte, äußerte unverhohlen ihre Freude über Alles, was sie sah.

An einem regnerischen Morgen landete das junge Paar in Inverness, und Lord Chetwynd sandte von dort die „Sylvia“ nach Portsmouth, um den weiteren Theil der Reise mit seiner jungen Braut zu Land fortzusetzen.

Sie blieben nur einige Stunden in Inverness und reisten mit dem nächsten Zuge nach Edinburgh, woselbst Lord Chetwynd mittelst Telegramm mehrere Zimmer in dem ersten Gasthose für sich und Bernice bestellt hatte, welche sie gleich nach ihrer Ankunft bezogen. Dasselbst angelangt, warf Bernice

ihren unmodischen Strohhut ab und trat an's Fenster, mit großer Neugierde auf die Straße hinabsehend, durch welche die Menschenmenge wogte.

„Wie sonderbar das Alles ist,“ sagte sie, tief aufathmend. „Wie eigenthümlich mir die Häuser und Dächer erscheinen. Und doch kommt mir Alles so bekannt vor, Rog. Ich habe so viel von englischem und schottischem Leben gelesen, daß ich mich hier heimisch fühle. Aber wie eigenthümlich die Leute und besonders die Frauen hier gekleidet sind. O, Rog, ich komme mir so verschieden von ihnen vor. Ich werde mich nicht auf die Straße trauen,“ und Bernice warf einen raschen Blick auf ihr nach dem Dorfschnitte gemachtes Kleid. „Ich wundere mich, daß Du mich haben wolltest, Rog, ich bin ein solcher Gegensatz zu den Damen hier.“

Der junge Lord lächelte, zog ihre zarte Gestalt an sich und sie schauten zusammen aus dem Fenster.

„Ich habe ein Juwel von seltenem Werthe gefunden,“ sagte er zärtlich; „und eine würdige Fassung kann leicht gefunden werden. Du bist für mich in dem altmodischen grauen Kleid ebenso reizend; aber wenn man in der Welt lebt, muß man ihre Moden mitmachen, und Du wirst Dich heimischer fühlen, wenn Du die allgemeine Tracht trägst. Morgen wollen wir daran gehen, meine kleine Graumeise in einen bunten Schmetterling zu verwandeln. Wir wollen eine Woche in Edinburgh bleiben, um Einkäufe zu machen und die Stadt zu besichtigen, und dann werden wir erst nach Sussex in unsere Heimath reisen. Ich werde noch heute Abend an meine Stiefgeschwister schreiben, ihnen unsere Heirath mittheilen, und sie bitten, einen feierlichen Empfang zu bereiten. Die Marquise von Chetwynd soll im Hause ihres Gatten nicht wie ein Fremdling ankommen.“

Dieses Programm wurde ausgeführt.

Man servirte dem jungen Paare erst eine Mahlzeit, und nachdem sie dieselbe eingenommen hatten, setzte sich der junge

Marquis an einen Schreibtisch und begann den Brief an seine Stiefgeschwister zu schreiben, in welchem er ihnen mit dem überschwenglichen Entzücken eines Liebenden seine Heirathsgeschichte mittheilte.

„Wie überrascht sie sein werden, zu hören, daß ich verheirathet bin,“ sagte der junge Lord, in seiner Arbeit innehaltend, um liebevoll in das pikante Gesichtchen an seiner Seite zu schauen. „Und wie sie sich freuen werden. Ich habe keine besondere Vorliebe für Gilbert Mont, Vernice, aber er ist mir und meinen Interessen ergeben, und meine Mutter liebte ihn. Aber Sylvia habe ich so lieb, als ob sie meine Schwester wäre.“

„Ist sie schön?“ fragte Vernice voll Interesse.

„Sie wird allgemein für sehr schön gehalten,“ sagte der Marquis, „aber sie entspricht meinem Schönheitsideale nicht. Sie ist ein liebevolles anhängliches Mädchen, durch und durch gebildet und eine vollendete Dame. Ich hoffe, Du wirst sie lieben, Vernice. Ich wünsche, daß sie unsere Heirath als die ihrige ansieht, als hätte sie ein heiliges Aerecht darauf, und ich weiß, Du wirst meinen Wunsch theilen. Seit dem Tode meiner Mutter habe ich Sylvia ein jährliches Taschengeld von zweihundert Pfund wie einer Schwester ausgesetzt, da ihr Einkommen nicht einmal die Hälfte beträgt. Ich glaube, daß Sylvia keinen Unterschied zwischen der Liebe zu ihrem rechten Bruder und zu mir kennt.“

„Ich bin überzeugt, daß ich sie lieben werde!“ sagte Vernice enthusiastisch. „Ich hatte nie eine Schwester, noch eine Freundin, Rog, und ich habe mich stets nach einer gesehnt. Ich wundere mich, daß Du Miß Mont nicht liebst, wie Du mich liebst,“ fügte sie lächelnd hinzu. „Ich wundere mich, Rog, daß Du sie nicht geheirathet hast, anstatt einen kleinen Niemand von St. Kilba zu heirathen.“

Lord Chetwynd's Gesicht erglühte als er antwortete:

„Ich hatte nur eine brüderliche Liebe für Sylvia und sie liebte mich natürlich wie eine Schwester. Ich war seit meiner Mutter Tod fast immer fort von Chetwynd-Park, und habe daher in den letzten Jahren meine Stiefschwester Sylvia nur selten gesehen. Aber, so hoch ich sie auch schätze, meinem Ideal einer Gattin entspricht sie durchaus nicht, so wie Du, meine süße Vernice.“

Unter vielen Gesprächen und Unterbrechungen von Seiten des jungen Paares wurde der Brief endlich geschrieben. Dann rief der Marquis einen Diener und ließ den Brief zur Post besorgen.

Am nächsten Tage machte der Marquis mit seiner jungen Gattin Einkäufe. Vernice war nie in ihrem Leben in einem größeren Laden gewesen — hatte nie einen solchen gesehen — aber was sie aus Büchern und durch Mrs. Gwellan wußte, ersetzte ihr die mangelnde Erfahrung, und sie ließ sich weder eine Ungeschicklichkeit, noch einen Irrthum zu Schulden kommen. Sie hatte einen natürlich feinen Geschmack, und eine Vorliebe für feine und elegante Kleider, die nun zum ersten Male vollständig befriedigt wurde. Der Tag verging unter diesen Einkäufen, und bis zum Abend war das kleine nonnenartige Mädchen von St. Kilba in eine elegante junge Dame verwandelt.

Der junge Marquis war entzückt über die Verwandlung. Schönheit konnte auch die veränderte Tracht dem kleinen dunklen, leidenschaftlichen Gesichte nicht verleihen, aber die leuchtenden Augen, die aristokratischen Züge, die aufrechte

Haltung der zarten, schlanken Gestalt, waren auffallend und machten den Lord Chetwynd stolz auf sie.

Am zweiten Tage ihres Aufenthaltes in Edinburgh kaufte der Marquis Shawls, Spitzen, Pelze und Schmuck für seine junge Gattin, und die nächsten Tage widmeten sie den Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Am Nachmittag des vierten Tages saß das junge Paar im Gasthose beisammen, als der Marquis sagte:

„Morgen wollen wir unsere Reise nach London fortsetzen, Vernice, und heute, mein kleines Weibchen, wünsche ich, daß Du eleganteste Toilette machst, denn ich habe eine Ahnung, daß Gilbert Mont noch rechtzeitig ankommen wird, um mit uns zu speisen. Ich weiß, daß er voll Ungebulb sein wird, uns zu sehen, und gewiß nicht wartet, bis wir nach Hause kommen.“

In diesem Augenblicke wurde geklopft, und ein Diener trat ein, welcher ein Telegramm brachte. Der junge Marquis öffnete es hastig und durchslog seinen Inhalt.

„Ich hatte Recht,“ sagte er dann mit leuchtendem Gesichte. „Gilbert ist auf seinem Wege zu uns. Er wird in einer Stunde hier sein.“

Viertes Kapitel.

Chetwynd Park ist eine der großartigsten Besitzungen in der Grafschaft Sussex und sie hat ihren Namen von dem fast eine Meile umfassenden, wohlgepflegten, wunderschönen Park, der den großen, alten Familiensitz umgiebt. Das Haus selbst ist in den Jahrhunderten seit es den Chetwynd's gehört, zu einem großen, weitausgebreiteten Schlosse geworden und verschiedene Baustyle der verschiedenen Flügel geben ihm ein eigenthümliches Gepräge.

Der graue Oktobertag neigte sich bereits dem Abende zu, als ein Mädchen aus dem Hause kam und auf der Marmorterrasse, welche den großen Kanal, der die Besitzung auf der einen Seite begrenzte, überschaute, auf- und abzugehen begann. Sie war in schwere, rothe Seide gekleidet und die lange Schleppe überschlug sich auf dem weißen Marmorpflaster; eine Hermelinjade schmiegte sich weich um ihren Leib und auf dem Kopfe saß ein kleines Hütchen mit wallender Feder. Ihre Bewegungen waren voll von eigenthümlich fagenartiger Geschmeidigkeit. Sie glitt mehr als sie ging und ihr Fortschreiten mochte an das Gleiten einer anmuthigen Schlange.

Dieses Mädchen war Sylvia Mont, die Stiefschwester des jungen Marquis von Chetwynd. Sie war die Tochter des zweiten Gatten der verstorbenen Lady Chetwynd, Oberst Mont's, von dessen erster Frau, eine Dame, die der Oberst in Indien geheirathet hatte, wo sie auch gestorben war.

Miß Mont war schön nach einem eigenthümlichen und etwas auffallenden Typus. Sie war eine Brünnette, aber Vernice so unähnlich, als man sich nur vorstellen kann. Sie war fast schwarzbraun im Gesichte, und Wangen und Lippen waren von brennender Röthe. Ihre glänzend schwarzen Haare wuchsen tief in die Stirne hinein und waren in luppigen, dichten Flechten um den Kopf geordnet. Ihre Augen waren nicht groß, und von den schweren Lidern halb verborgen; aber zwischen den langen dichten Wimpern sah man ihre tiefe Schwärze. Es waren schläferige Augen, aber sie konnten sich bei Gelegenheit weit öffnen und leuchten und blitzen und eigenthümliche rothe Funken sprühen. Sie hatte ein feines, sanftes, einschmeichelndes Benehmen

und besaß die große Anziehungskraft ihrer verstorbenen Mutter in hohem Grade.

Sie blieb vor der Balustrade der Terrasse stehen und schaute, an dieselbe gelehnt, mit sehnsüchtigem Blicke und halbgeschlossenen Augen auf den Kanal hinaus. Sie schien ein Schiff zu erwarten und war in das Schauen so versunken, daß sie sich nicht einmal umwandte, als männliche Schritte hinter ihr auf der Terrasse hallten und ein Mann, der gleichfalls aus dem Hause kam, sich ihr näherte.

Dieser Mann war ihr Bruder, Gilbert Monk.

Er war ein mittelgroßer, breitschulteriger, untersehter, junger Mann mit dunkelbraunem Gesichte und lebhaften ruhelosen, schwarzen Augen. Die untere Hälfte seines Gesichtes war von einem dichten, weichen, schwarzen Barte umrahmt. Er hatte eine niedrige Stirne, wie seine Schwester, aber er hatte nicht ihre Weichheit und sanfte Geschmeidigkeit. Im Gegentheile, er war derb und heuchelte ein burschikoses, offenes, wohlwollendes Wesen und wurde allgemein für einen spaßhaften, gedankenlosen, gutmüthigen großen Jungen gehalten.

„Schau! nach der Sylvia aus, wie gewöhnlich?“ rief er aus, als er sich seiner Schwester näherte. „Du schau!st vergeblich, meine Liebe. Die Segel der Sylvia werden dieses Jahr nicht mehr in der Thalwand-Bucht erscheinen. Rog wird seine Nacht in Portsmouth lassen und wird mit der Eisenbahn kommen, wenn er überhaupt kommt.“

„Wie können wir wissen, ob er nicht sein Leben in einer Wildniß Norwegens eingebüßt hat? Wir haben seit vier Monaten nichts mehr von ihm gehört. Er kann auch todt sein, so viel wir wissen. Ich sage Dir, Sylvia, wenn ich sein Erbe wäre, würde ich meine Aussichten sehr gutstehend finden.“

Das Mädchen wehrte ihn mit rascher Geberde ab. Die Vermuthung von Lord Chetwynd's Tod war ihr unerträglich.

„Er ist nicht todt,“ sagte sie mit gepreßter Stimme.

„Ich weiß es, er lebt — ich weiß es!“ —

„Woher weißt Du es? Aus den Einflüsterungen Deiner alten indischen Amme und Gesellschafterin, die Du Dir trotz aller Einwendungen und Rathschläge nach England mitgenommen hast?“ fragte Gilbert mit leichtem Lachen. „Ich weiß, daß die alte Ragen vorgiebt, Vergangenheit und Zukunft ergründen zu können, daß sie sich auf ganz wunderbare Künste verstehe, und daß ihre Freundschaft ihrer Feindschaft weit vorzuziehen ist, aber ich ließ mir nicht träumen, daß sie ihre Prophetengabe zu Deinen Gunsten in Bezug auf Rog ausgeübt habe.“

„Unsinn, Gilbert,“ erwiderte Miß Monk mit ihrer weichen, leisen Stimme. „Die arme alte Ragen ist keine Wahrsagerin, was immer sie auch vorgiebt. Sie ist nur ein altes ostindisches Weib mit Leidenschaften wie unsere eigenen, rasch in der Liebe wie im Haß, rachsüchtig und wild, aber voll Liebe für mich, wie eine Mutter für ihr Kind. Ich weiß, daß Rog lebt, weil es mir eine innere Stimme sagt. Glaubst Du, ich würde hier stehen und müßig auf das Meer hinausblicken, wenn er todt wäre? O, ich würde seinen Tod fühlen, auch ohne daß man mir ihn mittheilte. Wenn meine Sonne niedergeht, Gilbert, werde ich Niemanden brauchen, der es mir erst sagt.“

„Wenn Du glaubst, daß Du von Lord Chetwynd's Tod wissen wirst, ohne davon benachrichtigt zu werden, mußt Du verrückt sein, Sylvia,“ sagte Gilbert Monk. „Sei nur nicht

sentimental. Ich kann Lebenden alle ordentlichen Zugeständnisse machen, obwohl ich die zärtliche Leidenschaft selbst nie empfunden habe; aber es giebt auch zwei Dinge, welche Verstand und Vernunft heißen. Ich sehe es nicht gerne, daß Du Dich um den Marquis härmst.“

„Warum sollte ich mich nicht um ihn härmen?“ sagte Miß Monk in klingendem Tone. „Bin ich nicht seine versprochene Gattin? Wurden wir nicht auf dem Sterbette seiner Mutter verlobt? Sind wir nicht bestimmt, einander zu heirathen?“

„Du warst verlobt mit ihm, das ist wahr, aber das ist vorbei und Du solltest Dich endlich einmal darein finden,“ sagte Gilbert Monk in warnendem Tone, als machte es ihm ein Vergnügen, Miß Monk aus ihrer gewöhnlichen Ruhe aufzustören. „Du mußt Dich erinnern, daß Du Lord Chetwynd vor sechs Jahren Vorwürfe über seine Kälte und seinen Mangel an Liebe gemacht hast, daß daraus ein Streit entstand, welchem zufolge Euer Verlobung sich auflöste, und worauf er nach Norwegen reiste. Er ist frei, Sylvia, frei zu heirathen, in wen immer er sich zufällig verlieben mag. Ich muß sagen, Du warst so thöricht, als ein Frauenzimmer nur sein kann. Du könntest heute Marquise von Chetwynd sein, wenn Du mit dem Lord nicht gestritten hättest. Du hättest Dein Haus in London haben können, Deine Villa in Mentone, Dein Jagdschloß im Hochlande; aber Du hast alles in einer Laune von Dir geworfen, weil Dir der Eigenthümer dieser Schätze nicht voll Anbetung und Verehrung zu Füßen fiel.“

„Ich habe all' diese Dinge nicht verloren, Gilbert!“ sagte Miß Monk ruhig. „Ich kenne meine Gewalt über Rog. Ich pflegte seine Mutter während ihrer letzten schweren Krankheit, und Rog, der seine Mutter vergötterte, wird nie aufhören, mir dafür dankbar zu sein. Ich bin ihm nothwendiger, als Du glaubst. Ich bin keine Statue, kein Bild, kein gewöhnlicher Gegenstand, den man vergift, wenn man ihn nicht mehr sieht. Rog liebte mich immer nur wie eine Schwester, aber seine Mutter wünschte, daß er mich heirathe, und er versprach ihr, es zu thun. Als ich thörichterweise meine Gewalt über ihn versuchte und ihm seine Freiheit anbot, nahm er sie mit einem Eifer an, den ich nicht erwartete; aber er wird liebend und reuenvoll zu mir zurückkehren und wir werden wieder Liebende sein.“

„Vielleicht,“ sagte der junge Mann zögernd, „aber wie, wenn Rog von seiner Freiheit Gebrauch gemacht und sich in irgend eine Schwedin oder Norwegerin verliebt hätte? Der Himmel weiß, wo er alle diese Monate bleibt! Fischen und Herumfahren kann ihn nicht die ganze Zeit beschäftigen.“

Miß Monk's rothe Wangen erbleichten ein wenig.

„Es macht Dir Vergnügen, mich zu quälen, Gilbert,“ rief sie aus. „Ei, er wird sich nie in ein niedriggeborenes Mädchen verlieben, wie es ihm allenfalls auf seiner Reise begegnen wird.“

„Du kennst Chetwynd nicht ganz, Sylvia. Er würde kein niedriggeborenes, unwissendes Mädchen heirathen, das ist wahr — aber er würde das einfachste Mädchen heirathen, wenn er es liebte. Chetwynd ist ein romantischer Mensch, voll eigenthümlicher Begriffe, der gar nicht daran denkt, daß ihn sein Rang über die meisten Menschen erhebt. Er hat sehr überspannte Begriffe wie man Geist, Reinheit und Güte achten muß und ich schwöre Dir Sylvia, wenn er irgend ein

wohlerzogenes, unschuldiges, junges Mädchen in diesen nordischen Einsamkeiten gefunden hat, ist's ganz wahrscheinlich, daß er sich in sie verliebt und sie geheirathet hat, wenn sie auch nur die Tochter eines Fischers ist. Er ist stolz — aber nicht auf Geld oder Rang."

"Aber obgleich ich ihm sein Wort zurück gab, muß er sich doch noch an mich gebunden fühlen," sagte Sylvia. "Ich habe die feierliche Verlobung auf dem Todtenbette nie gelöst gehalten. Er würde es nicht wagen zu heirathen! Wenn er es wagte — ich, ich —"

Der rothe Funke, der aus ihren Augen schoß, beendete den Satz in schrecklicher Weise.

Gilbert Monk stieß einen Pfiff hervor.

"Wenn Rog nach Hause kommt," begann Sylvia nach einer Weile, "werde ich die erste Gelegenheit ergreifen, um ihm zu sagen, daß ich unsere Verlobung für bindend halte, und daß ich die Heirath beschleunigen werde."

"Du kannst sie nach meinem Wunsche gar nicht zu sehr beschleunigen," erklärte ihr Bruder mit plötzlichem Ernste. "Ich bin von Gläubigern umgeben. Ich brauche Geld und suchte Dich auf in der Erwartung, etwas von Dir borgen zu können."

"Ich bin fast selbst ohne Geld. Wenn ich Lady Chetwynd werde, will ich Dir einen hübschen Jahresgehalt aussetzen, Gilbert. Jetzt genügt aber mein Einkommen kaum für uns Beide. Du hast hundert Pfund so wie ich sie hatte, ehe Rog mir die doppelte Summe zulegte und ich glaube mit noch hundert Pfund wirst Du wohl genug haben."

"Ei, damit kann man immer noch nicht luxuriös leben. Ich sage Dir, Sylvia, ich komme mir zuweilen wie ein Bettler vor, und ich bin auch nicht besser daran wie ein solcher."

"Warum trittst Du nicht in die Armee ein oder ergreifst irgend ein Brodstudium, Rog hat Dir seinen Beistand angeboten."

"Ach, zum Henker mit der Armee oder einem Brodstudium! Zum Henker überhaupt mit jeder Arbeit! Ich will eine glänzende Partie machen, wie unser Vater, als er Lady Chetwynd heirathete, und auch so wie er zum guten Leben kommen. Ich beabsichtige seinem Beispiel zu folgen, und wenn Du mir so lange hilfst, bis ich das Ziel meines Ehrgeizes erreicht habe, sollst Du mich dankbar finden. Hilf mir und ich will Dir helfen, im Falle Rog sich nicht willig zeigt."

"Du sollst so viel Geld haben, als ich selbst entbehren kann, etwa zwanzig Pfund," sagte Miss Monk; aber Deinem ewigen Geldmangel wird mit einer so ärmlichen Summe nicht abgeholfen. Am Ersten des nächsten Monats bekomme ich wieder Geld, und wenn Rog nach Hause kommt, will ich welches von ihm ausborgen. Ich werde ihn empfangen, als ob unser Streit nie stattgefunden hätte.

"Ja, ich will mich sogar demüthigen vor ihm und ihn bitten, daß er mich wieder an sein Herz nimmt, Gilbert. Du kennst mich nicht. Du kannst nicht ahnen, wie ich Lord Chetwynd liebe;" und ihre Stimme bebte vor unterdrückter Leidenschaft, und die schweren Lider hoben sich flüchtig von den funkelnden Augen. "Ich sage Dir, wenn ein Weib sich zwischen mich und ihn drängte, ich würde sie tödten;" und ein tigerähnlicher Ausdruck verzerrte die Züge des jungen Mädchens. "Er ist mein — mein eigen. Ei, ich habe seine Liebesbriefe in meinem Pulte — seine Liebesgaben in meinem Schmuckkästchen. Er versprach seiner sterbenden Mutter, mich zu heirathen. Wenn er mir untreu würde, wäre es

besser für ihn — er wäre todt. Aber er wird es nicht sein. Er wird meinen zürnenden Worten keinen Werth beilegen; sie hatten auch keinen. O, wenn er nur zurückkäme! O, Rog, Rog, ich bin für meine anspruchsvolle Thorheit bitter bestraft!"

Sie lehnte sich über die Ballustrade und schaute hinaus, als glaubte sie, dieser Sehnsuchtschrei werde ihn zurückbringen.

Gusestritte in der Allee erregten Gilbert Monk's Aufmerksamkeit und er schaute nach der Richtung.

"Der Wirthschafter ist mit dem Postbeutel gekommen," rief er aus. "Sieh', wie er den Hut schwenkt! Er muß den langersehten Brief von Chetwynd haben. Gute Nachrichten, Sylvia. Dein Geliebter ist endlich auf dem Heimwege. Ich werde Dir den Brief bringen!"

Er lief die Terasse entlang zur Allee hinab. Der Wirthschafter kam auf ihn zu und überreichte ihm den versperrten Postbeutel, mit welchem Monk zu seiner Schwester zurückkehrte.

Sylvia hatte sich auf eine kleine Marmorbank zwischen zwei Drangendbäumchen gesetzt und erwartete ihn voll Ungeduld. Der Schlüssel zum Postbeutel hing an ihrer Uhrkette.

Sie öffnete den Beutel hastig und zitternd, und suchte mit beiden Händen nach dem erwarteten Schriftstück.

Mehrere Zeitungen, ein halbes Duzend Briefe an Gilbert Monk wurden herausgenommen und zu Boden geschleudert und dann zuletzt kam der Brief, den Lord Chetwynd in Edinburgh geschrieben hatte, um seine Heirath anzuzeigen.

Als Sylvia die Handschrift erkannte, drückte sie den Brief an ihre Lippen.

"Er ist an mich adressirt," flüsterte sie. "Der Poststempel ist von Edinburgh. Sieh das Datum! Er kommt nach Hause. O, Rog — mein Geliebter — mein Geliebter!"

"Wäre es nicht besser, diese überspannte Freude zu verschieben, bis Du erfährst, was er mittheilt?" fragte Monk höhniisch. "Natürlich schreibt er als Liebender, aber ich bin ungeduldig, die Thatsache zu erfahren. Ich möchte schon wissen, ob ich der Schwager des Marquis werde oder nicht."

Das Mädchen riß den Brief auf und verschlang seinen Inhalt mit funkelnden Blicken.

"Meine liebe Schwester und lieber Bruder," las sie. "Bruder und Schwester! Was soll das heißen?"

"Wir können uns dessen versichern, wenn wir weiter lesen. Obwohl der Brief an Dich adressirt ist, scheint er doch allgemeiner Natur zu sein. Vielleicht war er schiffbrüchig oder krank. Lies weiter."

"Liebe Schwester und lieber Bruder! O, das ist so sonderbar! Wie kann er mich seine Schwester nennen, ich, die ich seine Verlobte bin?"

"Sieh mir den Brief. Auf diese Art kommen wir nicht weiter. Der Brief ist an uns Beide. Ich will ihn lesen."

Monk ergriff den engbeschriebenen Bogen und las laut und hastig:

"Ihr müßt Euch über meine lange Abwesenheit und noch mehr über mein langes Stillschweigen schon gewundert haben; aber ich war außer dem Bereiche irgendwelchen Postverkehrs. Ich schrieb Euch zuletzt aus Norwegen. Als ich Norwegen verließ, bereiste ich die Hebriden und kam zu einem bekannten Geistlichen, der in mich drang, die romantische Insel St. Kilba, der letzte, fast hundert Meilen westwärts gelegene Punkt der Hebriden, zu besuchen. Dieser Geistliche,

der meinen Vater als jungen Mann gekannt hat, gab mir einen Empfehlungsbrief an seine Schwester und seinen Schwager, Mr. David Gwellan, der Pfarrer in St. Kilda ist. Ich sehnte mich nach einem Abenteuer und segelte nach St. Kilda, wo ich Anfangs August ankam. Ich blieb dort bis vor einer Woche.

„Da die Insel von ganz einfachen und unwissenden Leuten bewohnt ist, werdet Ihr Euch wundern, welcher Magnet mich dort zwei Monate festhielt. Wie kann ich es Euch erklären, ohne flatterhaft und unbeständig zu erscheinen. Aber da Sylvia mir so großmüthig mein Verlobungswort zurückgab und erklärte, daß wir nicht für einander paßten, brauche ich mit dem Geständniß der Wahrheit nicht zu zögern. Seine Ehrwürden David Gwellan hatte eine Adoptivtochter —“

„Ach,“ unterbrach ihn Miß Mont mit wildem Flüstern. „Eine Tochter und er verliebt sich in sie! O, Himmel, aber er soll sie nicht heirathen, ich schwöre es!“

Gilbert Mont schaute neugierig in ihr dunkles, erbleichendes Gesicht und las dann weiter —

„Eine Adoptivtochter von etwa siebzehn Jahren, ein reizendes, liebliches, holdseliges, wohlgezogenes und sehr gebildetes Mädchen — kurz und gut, eine vollständige Dame. Sylvia hatte recht. Unsere Verlobung, geschlossen auf den Wunsch meiner sterbenden Mutter, dem wir Beide nur aus Pflichtgefühl nachkamen, war ein großes Unrecht. Sylvia und ich lieben einander nur wie Geschwister, und so lange ich lebe, soll Sylvia den Platz einer Schwester in meinem Hause und meinem Herzen einnehmen. Ich machte von meiner neuerlangten Freiheit Gebrauch, um dieses liebliche Inselmädchen zu werben. Ich konnte es nicht ertragen, fortzugehen und sie zu verlassen, und so, meine lieben Geschwister, nun habt ihr die Wahrheit nicht schon errathen? — wurden Vernice und ich am vergangenen Donnerstag in St. Kilda getraut, und meine Braut ist jetzt mit mir in Edinburgh, und ich erhebe meine Augen jetzt von diesem Papier, um in ihr liebes Gesicht zu schauen.“

„Verheirathet!“ sagte Miß Mont mit ersticktem Aechzen. „Verheirathet!“

„Verheirathet!“ wiederholte Gilbert verblüfft, während das Papier in seinen Händen zitterte. — „Ich — ich kann's nicht glauben!“

„Verheirathet — mit einem siebzehnjährigen Kinde. Er narret uns!“

Sie stand auf und taumelte nach Athem ringend zur Ballustrade. Ihr dunkles Gesicht war aschgrau, und der verzweifelte Ausdruck ihrer Augen, sowie die zusammengezogene Stirne verriethen den Sturm, der in ihr tobte.

Sie liebte Lord Chetwynd mit ganzer Seele, mit der vollen Kraft ihrer starken Natur. Ihr Ehrgeiz gipfelte in dem Verlangen, ihn zu heirathen; und jetzt war mit einem einzigen Schlage Alles vernichtet. Der Mann, für den sie ihre Seele verkauft hätte, war mit einer Andern verheirathet.

„Ich fühlte mich seiner so sicher!“ sagte sie mit erstickter Stimme. „Ich war stolz auf meine Gewalt. Ich ahnte nicht, daß er mich beim Wort nehmen und mich wirklich verlassen werde. Sagt er sonst nichts, Gilbert? Dies weiter!“

„Es ist nicht mehr viel,“ sagte Mont. „Er bleibt einige Tage in Edinburgh, um seiner Braut die Stadt zu zeigen, und Einkäufe zu machen. In einer Woche kommt er mit ihr nach Hause, und wird es früher telegraphiren — es wäre ihm lieb, wenn ich ihm entgegen käme. Hier ist etwas speciell

für Dich. Er sagt, Du hättest ohne Zweifel seine Briefe vernichtet, und bittet Dich, die ganze Vergangenheit und Deine Pflichtverlobung mit ihm zu vergessen. Er hat aus Rücksicht und Zartgefühl für Dich, Lady Chetwynd von dieser Verlobung nichts gesagt. Vernice — das ist ihr Name — ist bereit, Dich zu lieben, und er bittet Dich, seinem kleinen Mädchen eine gute, ältere Schwester zu sein; und zum Schluß bittet er, einen glänzenden, feierlichen Empfang zu bereiten. Und — ja — Vernice sendet viele Grüße. Das ist Alles!“

Gilbert Mont zerdrückte den Brief in seinen Händen, und murmelte furchtbare Flüche dabei.

„So enden meine Hoffnungen auf eine reiche Heirath, und auch die Deinigen,“ rief er aus. „Meine Lady Chetwynd wird mich bald fortgeschicken. Aber Dir wird es erlaubt sein zu bleiben, meine stolze Sylvia, als die arme Anverwandte, welche den Launen der jungen Lady huldigen muß und das unerfahrene Ding seine Manieren lehren soll. Die Adoptivtochter eines Inselpfarrers — ein kleiner Niemand — vielleicht das Kind eines ordinären Fischers von St. Kilda — denn er erwähnt ihre wirkliche Herkunft gar nicht. Denke, ein siebzehnjähriger Fraß soll in Chetwynd-Park herrschen. Sie wird Dich mit zweiundzwanzig für ehrwürdig halten. Und sie braucht nur ein Wort zu Chetwynd zu sagen, um ihn gegen Dich aufzubringen. Fluch über sie! Fluch zehntausendmal!“

Sylvia Mont senkte die Lider über ihre rothfunkelnden Augen.

Ihr graues Gesicht, aus dem alle Farbe entflohen war, sah um zehn Jahre älter aus. Wuth und Haß malten sich in all' ihren Zügen.

„Er sagt, daß er Vernice — so heißt sie? — nichts von unserer frühern Verlobung sagte,“ flüsterte Miß Mont heiser. „Er bewahrt das Geheimniß aus ritterlicher Achtung für mich. Ich anerkenne sein Zartgefühl. Ich bin neugierig, was Lady Chetwynd sagen würde, wenn sie seine Liebesbriefe an mich lesen würde. Wenn sie einen Funken weiblichen Gefühls in ihrem Kinderherzen hat, kann ich sie vor Eifersucht wahnsinnig machen. Soll ich allein leiden? Ich will ihr Leben und seines verbittern, und er soll nie ahnen, daß es mein Werk ist. Ich will —“

Sie hielt ein und preßte die Lippen zusammen, wie um ein Geheimniß zu unterdrücken.

„Du sprichst wie ein Schulkind, das man beleidigt hat und nicht wie ein Weib, dem das bitterste Unrecht zugefügt wurde. Du hast in Deiner Leidenschaft mit Lord Chetwynd gestritten, und ihm sein Wort zurückgeschleudert, nicht weil Du aufgehört hattest, ihn zu lieben, sondern weil Du ihn reizen wolltest, Dir Liebe zu erzeigen. Und er hat Dich beim Worte genommen und eine Andere geheirathet. Du bist nicht länger die künftige Lady Chetwynd, die man allenthalben mit Ehren überhäuft. Du bist die arme, abhängige, einfache Miß Mont, welche bloß aus übertriebener Güte von Seite Lord Chetwynd's in Chetwynd-Park bleiben darf, und jeden Tag von der Marquise weggeschickt werden kann. Und Du kannst davon schwärzen, ihr Leben zu verbittern! Bei Gott, wenn ich ein Frauenzimmer wäre, das so wie ein unnützer Gegenstand bei Seite geworfen würde, ich möchte Himmel und Erde in Bewegung setzen, um mich zu rächen. Ich würde nicht dulden, daß irgend ein niedrig geborenes namenloses Geschöpf über mich in dem Hause herrschen darf, in dem ich hätte herrschen sollen!“

Sylvia Monk wandte sich mit einer raschen, geschmeidigen Geberde, wie ein sprungbereiter Panther an ihren Bruder.

„Du glaubst also, ich hätte kein Gefühl?“ murmelte sie. „Du hältst mich für ein schmolles Schulmädchen. Glaube was Du willst, Gilbert. Du kannst mich nicht kennen. Ei, ich sage Dir, es ist Mord in meinem Herzen!“ und sie schlug sich wild mit der beringten Hand auf die Brust. „Vor einer Stund noch war ich voll von Plänen und Hoffnungen, was ich thun wollte, wenn ich Lady Chetwynd werde, und jetzt bin ich, wie Du sagst, nur eine arme Anverwandte. Sollte es Lady Chetwynd belieben, mich von hier wegzuschicken, so habe ich keine Heimath — muß unvermeidlich eine Gouvernante werden, oder irgendwo in Abgeschiedenheit von meinen armseligen hundert Pfund jährlich leben. Glaubst Du, ich werde mir das gefallen lassen? Ich sage Dir, es ist ein Dämon in mir entfesselt, der Rache, Rache schreit!“ und sie legte einen furchtbaren Nachdruck auf die letzten Worte.

„Rache? Bah! Wird Dir die Rache eine glänzende Stellung verschaffen, wie die, welche Du in Deiner Thorheit von Dir gestochen hast? Rache! Du thätest besser, Dich in ein Kloster zurückzuziehen oder eine Lehrerstelle in einer Mädchenschule zu suchen. Du hättest Marquise werden können und hast Dich selbst darum gebracht. Sollen wir von Chetwynd-Park fortgehen wie zwei entlassene Diener, ehe mein Lord und meine Lady nach Hause kommen? Ich glaube, es wäre am besten, so bald als möglich die Zurückgezogenheit aufzusuchen, der wir fortan angehören müssen.“

„Ich nicht. Ich werde in Chetwynd-Park bleiben, bis ich hier Herrin werde! Du starrst mich an? Ich sagte Dir, daß Du mich nicht kennst. Kein namenloser Fraß soll mir meine Liebe rauben. O, Gilbert, glaubst Du, ich werde ihr so ruhig gestatten, sich zwischen mich und das Ziel meines Ehrgeizes zu drängen?“

„Was willst Du denn thun?“

Es flog ein Ausdruck über Miß Monk's Gesicht, so drohend und furchtbar, daß selbst Gilbert Monk darüber erschraf.

„Was ich thun werde, ist noch unbestimmt,“ flüsterte sie heiser.

„Ich werde Dich nicht allzutief in meine Geheimnisse einweihen, Gilbert. Ich brauche keine andere Freundin als die alte Nagen. Eines kannst Du aber versichert sein, meine Pläne von Größe sind nicht zerstört, nur verzögert. Ich schwöre Dir, daß ich von heute in fünfzehn Monaten die zweite Lady Chetwynd bin.“

„Aber wie? Ich kann nicht verstehen —“

Sie unterbrach ihn mit heftiger, gebieterischer Geberde.

„Frage mich nicht, sondern gehorche mir unbedingt, und Dein Wohlstand ist mit dem meinigen gesichert. Wir müssen für unser glückliches Paar einen glänzenden Empfang vorbereiten und Du mußt ihnen nach Edinburgh entgegen reisen. Du mußt die Freundschaft der jungen Frau erobern,“ und Miß Monk lächelte bitter. „Gehe ihnen entgegen und überlasse das Uebrige mir. Treffe sofort die nöthigen Verfügungen zu ihrem Empfange. Sieh Du dem männlichen Dienst-

personale Aufträge — ich werde sie dem weiblichen geben — und wenn Alles bereit ist, telegraphire an Lord Chetwynd und reise ihm entgegen, während ich hier bleibe. Mehr ist vorderhand nicht nothwendig, und ich will Dich jetzt verlassen, damit Du den Hausleuten die glückliche Nachricht von des Marquis Verheirathung mittheilen kannst.“

Sie wandte sich und ging mit raschen Schritten in's Haus zurück.

„Ich möchte nicht um die Welt Sylvia Monk im Wege stehen,“ sagte Gilbert, seiner Schwester unwillkürlich schauernd nachschauend. „Sylvia war so lange unter der Vormundschaft der alten Nagen, daß sie einem Menschenleben keinerlei Werth beilegt, es wäre denn ihr eigenes. Was wird sie thun? Es ist klar, daß sie nichts Gutes vor hat. In Indien gilt ein Menschenleben nicht viel und Sylvia hat von ihrer alten Amme viele von deren sonderbaren Ideen angenommen. Ist's möglich — doch das geht mich nichts an. Sylvia soll ohne meine Einmischung thun, was sie will, obwohl ich bereit sein werde, den Nutzen zu theilen — nur möchte ich das Leben von Lady Bernice Chetwynd nicht versichern. Und jetzt will ich den Hausleuten die Mittheilung machen, daß Lord Chetwynd eine Andere als Sylvia geheirathet hat.“

Er glättete den zerknitterten Brief und ging in's Haus.

Er rief den Verwalter und den Haushofmeister und theilte ihnen die Nachricht kurz mit. Man hatte im Hause nichts davon erfahren, daß die bestandene Verlobung zwischen dem Marquis und Miß Monk gelöst worden war, und die Ueberraschung der beiden ersten Diener, daß ihr Herr eine Dame geheirathet hatte, von der sie nie zuvor gehört hatten, malte sich daher deutlich in ihren Blicken, was Gilbert in eine schreckliche Wuth versetzte, die er möglichst unter seinem burschikosen Wesen zu verbergen trachtete.

Er theilte genaue Befehle für einen festlichen Empfang des jungen Paares, und reiste zeitlich am nächsten Morgen nach Schottland ab, Lord Chetwynd seine Ankunft, wie wir bereits wissen, früher telegraphisch anzeigend.

„Ich werde mich recht herzlich und erfreut zeigen,“ dachte er, als er sich seinem Bestimmungsorte näherte. „Wenn man solche Gefühle hat wie ich, thut man besser, sie zu maskiren. Ich kann es Sylvia ruhig überlassen, sich für Unrecht zu rächen, und die verlorne Stellung wieder zu erobern. Bei Gott! Ich möchte wissen, was sie plant, aber eines ist mir klar — es wäre für Bernice Swellan besser gewesen, in St. Rilda zu leben und zu sterben. Ihre Heirath mit Lord Chetwynd wird ihr verhängnißvoll werden.“

Fünftes Kapitel.

Etwa eine Stunde, nachdem Lord Chetwynd das Telegramm erhalten hatte, welches ihm die Ankunft seines Stiefbruders Gilbert Monk in Edinburgh anzeigte, fuhr derselbe in einem Wagen vor dem Hotel Royal vor und ließ sich auf das für ihn bestellte Zimmer führen.

Sein Erstes war, daselbst die Reisekleider abzulegen und elegante Toilette zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Eleanor.

Roman von Mary Dobson.

(Fortsetzung.)

Miß Relydale ging die Terrasse entlang, doch nicht dem Hause zu. Der Sommerabend war kühl, die Luft mit lieblichen Blumenbüften erfüllt, und groß die Versuchung, noch länger unter dem tiefblauen Himmel, an dem bereits die Sterne leuchteten, zu verweilen.

Oder hatte sie einen anderen Grund, allein sein zu wollen, ehe dieser Tag zu Ende ging? Und suchte sie deshalb das äußerste Ende der Terrasse auf, wo sie, Platz nehmend, mit beiden Händen das reiche, dunkle Haar aus der Stirne strich, und starr vor sich hinblickte?

Eleanor Relydale war in der That sehr schön zu nennen, und Archibald Hope hatte dies auf den ersten Blick erkannt. Sie war aber nicht allein schön, sondern ihre Züge drückten zugleich Geist und Entschlossenheit aus, wie dies im Allgemeinen den Gesichtern der Relydale's eigen war. Ihrem Gesichte jedoch mangelte jeder Ausdruck von Glück und Jugendlust, und der tiefe Seufzer, der ihren Rippen entquoll, wie die gedankenvolle Stellung, die sie einnahm, ließ vielmehr auf traurige Gedanken schließen, denen sie hier nachzuhängen gedachte.

Unterdeß hatten die beiden Männer von Geschäften zu reden begonnen und der jüngere saß bereit Sir William gegenüber, dicht genug, daß Beide ihre Züge genau erkennen konnten, was Archibald Hope zu wünschen schien, denn fast hartnäckig hielt er die seinen Sir William zugewandt.

„Ich glaube kaum, daß ich Sie in dieser Sache zu belästigen habe,“ sagte endlich der Geschäftsmann. „Mir ist die Angelegenheit kaum selbst bekannt, da sie während meiner Anwesenheit in Norwegen von den Theilhabern unserer Firma abgeschlossen ward. Mir ist nur der Auftrag geworden, einen Wechsel von zehntausend Pfund zu unterschreiben, ehe ich am Sonnabend Carrisford verlasse, den Sie dann zu heben haben. Dies ist doch richtig, nicht wahr?“

„Ganz richtig, Mr. Hope,“ entgegnete Sir William kurz, jedoch höflich, „dennoch sprechen Sie nicht so deutlich, wie es ein Geschäftsmann sollte. Diese zehntausend Pfund sollten am vierundzwanzigsten August bezahlt werden.“

„Oder wenn das Holz gefällt ist.“

„Wenn durch meine Schuld eine Verzögerung entstände, was, wie ich indeß glaube, nicht der Fall gewesen ist. Ich habe dort,“ und er deutete mit der Hand nach dem Buchenwäldchen, „ruhig gegessen und Ihren Leuten zugehört, bis gestern glaubend, daß Ihr Geschäftshaus Wort halten würde. Der verlängerte Aufenthalt der Arbeiter bereitet mir eine unaussprechliche Verlegenheit, und hätten Sie mich eher mit Ihrem Besuche beehrt, Mr. Hope, ich würde Ihnen die Sache hinlänglich erklärt haben. Jetzt nützt keine Erklärung mehr!“

„Die ich auch nicht nachsuche, Sir William,“ entgegnete der junge Mann. „Ich wußte übrigens nicht, daß der Tag so genau festgesetzt sei, da wir dies selten thun, weil überall unvorhergesehene Schwierigkeiten entstehen können.“

„Es wird Ihnen aber auch bekannt sein, daß Sie mir

in diesem Falle eine Vergütungssumme zu entrichten haben. Ich meine, für jeden Tag der Verzögerung wurden fünfzig Pfund bestimmt.“

„So viel?“ fragte nachdenklich Mr. Hope. „Wie konnte Martin das eingehen? Ich kann wohl den Contract selbst sehen?“

„Sie brauchen natürlich meinen Worten allein nicht zu glauben,“ sagte Sir William in hochmüthigem Tone. „Mein Verwalter kann Ihnen denselben morgen vorlegen, falls Sie es wünschen.“

„Gewiß wünsche ich es,“ war die schnelle Antwort.

Sir William Relydale's Stirn umwölkte sich. Wie er erwartet, hatte dieser schottländische Geschäftsmann nicht mehr vom Gentleman, wie sie alle, denn er schenkte dem Worte und der Ehre eines Mannes keinen Glauben.

Er war im Begriff, eine bittere, factastische Bemerkung zu machen, fand es jedoch klüger, dieselbe zu unterdrücken und sagte gelassen:

„Dann werden Sie sehen, daß ich mich nicht geirrt habe, und daß die von mir genannte Summe von Ihren Theilhabern bestimmt ist.“

„Sehr wohl, Sir William, und wir werden dieselbe bezahlen. Ich begreife dennoch nicht, wie Jemand diese Verpflichtung eingehen konnte.“

Mr. Hope schwieg nachdenklich und seine Züge umdüsterten sich, bis sie den finstern Ausdruck hatten, den Mr. Prayse vor einer kleinen Weile so nachdrücklich zu bekämpfen gesucht.

Sir William beobachtete ihn genau, und einmal sogar glitt seine feine weiße Hand über sein Gesicht, um ein Zuckeln der Befriedigung über die offenbare Verstimmung des Geldmannes zu verbergen.

„Sie werden den Wechsel morgen, vielleicht schon diesen Abend zu haben wünschen?“ fragte plötzlich Mr. Hope.

„Nein, morgen genügt mir,“ versetzte der Baronet.

„Wahrscheinlich werden wir erst in den nächsten drei Jahren sämmtliches Holz des Gutes fällen,“ fuhr Mr. Hope fort, und behalten uns das Recht vor, zu dem Zweck dreimal hier zu erscheinen, mit jedesmaliger sechzig tägiger Anwesenheit.“

„Und eine Entschädigungssumme von fünfzig Pfund für jeden Tag, den Sie länger bleiben.“

„Ja, ich muß die Bedingungen natürlich halten, die meine Firma eingegangen ist.“

Sir William's Gesicht verzog sich abermals zum Zuckeln; er unterdrückte jedoch dasselbe und sagte:

„Ich habe Ihnen einen Vergleich vorzuschlagen, Mr. Hope, der Ihrer Firma leicht einige hundert Pfund ersparen kann.“

„Unser Verlust von einigen hundert Pfund kümmert mich so sehr nicht,“ sagte Archibald Hope noch immer gedankenvoll.

„Dennoch muß derselbe von Ihrem Vortheil abgehen,“ entgegnete der alte Edelmann.

„Nennen Sie mir gefälligst Ihren Vorschlag,“ sagte Mr. Hope, seinen Stuhl weiter rückend, so daß er den Sprecher noch deutlicher sehen konnte.

Der Baronet blickte in das ihm so nahe gebrachte Antlitz des jungen Mannes, welches in diesem Moment eine Erinnerung in ihm wachrief, die er jedoch nicht weiter zu verfolgen vermochte, und sagte nach kurzem Zögern, auf die Buchen vor ihnen deutend:

„Ich möchte jene Bäume von unserem Contracte ausgeschlossen sehen, und wünsche dringend, daß sie an ihrem Platze bleiben. Meine Vorfahren haben sie gepflanzt, an jedem von ihnen knüpft sich die Erinnerung eines Familienereignisses, dessen Andenken noch heute die Ueberlebenden hochhalten.“

„Wir haben sämtliche Bäume des Gutes gekauft, Sir William, und können daher Ihnen zu Gefallen keinen davon ausnehmen.“

„Verstehen Sie mich recht; ich meine, daß Sie den vollen Werth derselben von der Kaufsumme abziehen sollen, indem ich gleichfalls jeder Entschädigung entsage. Ich glaube, ich bringe da ein Opfer, nicht Sie oder Ihre Firma.“

„Davon bin ich so ganz nicht überzeugt, Sir William——“

„Wie? ich rede doch deutlich genug ——“

„Auf alle Fälle werde ich mich erst Sonnabend, ehe ich Carriaford verlasse, entschieden darüber aussprechen. Jedemfalls aber müssen Sie sich darauf gefaßt machen, daß ich die Buchen nicht stehen lassen kann.“

„Wenn ich Sie Ihnen doch bezahlen will ——“

„Das ist contractwidrig,“ entgegnete entschieden Mr. Hope, „und war ich nicht darauf gefaßt, daß Sir William Relydale von mir eine Gunst erbitten würde.“

„Ich betrachte dies als ein neues Geschäft, Mr. Hope,“ erwiderte Sir William in stolzerem Tone als bisher, „und nicht als eine Gunst, die Sie zu gewähren haben. Uebrigens begreife ich nicht, wie Sie Ihrem Vortheile gegenüber so blind sein können.“

„Es mag vielleicht eine moralische Blindheit sein, aber ich weiche grundsätzlich niemals von dem Buchstaben eines Contractes ab. Sie hätten die Sache früher überlegen sollen, wann Ihnen die Buchen von Carriaford so werth sind.“

Sir William blickte abermals den jungen Mann forschend an, dessen Gleichgültigkeit gegen das Geld, was er mehr zu verdienen im Stande war, bei seinem ängstlichen Festhalten am Contract, ihn immer mehr interessirte und seine Neugierde erregte. Vielleicht auch hielt er nur mit seiner Einwilligung zurück, um eine bedeutende, sehr hohe Summe für die Buchen zu erlangen, die er so gern seiner Besitzung erhalten sehen wollte. Erst jetzt fiel ihm ein, daß es ihm am Ende ganz unmöglich sein würde, sie vor dem Schicksal der übrigen Bäume des Parkes zu bewahren, und daß kein Geld im Stande sei, den Fehler, den er beim Verkauf seiner Waldungen begangen, wieder gut zu machen.

Um ihretwillen jedoch, die so gern in dem Schatten jener Bäume weilte, sie seit ihrer Kindheit geliebt hatte, und stolz auf deren Geschichte war, um ihretwillen mußte er Alles versuchen, mußte und wollte sich zur Freundlichkeit gegen diesen Geldmenschen zwingen, er, Sir William Relydale von Awer Court! —

„Ich nehme Ihre letzten Worte noch nicht als Ihre endgiltige Entscheidung, Mr. Hope,“ sagte er dann, die eingetretene Pause unterbrechend. „Sie werden mir erlauben, morgen der Sache nochmals zu erwähnen, denn ich hoffe, Sie erzielen mir die Ehre, morgen um sechs Uhr mit mir zu speisen.“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Sir William, allein es logirt mit mir in Relydale Avers ein Herr, dem ich mich in meiner freien Zeit widmen muß.“

„So bringen Sie ihn mit.“

„Ihn mitbringen?“ rief Mr. Hope mit einer Lebhaftigkeit, die die Aufmerksamkeit des Baronets erregte.

„Als Ihr Freund, als einen Gentleman, werde ich mir eine Ehre daraus machen, ihn an meiner Tafel zu sehen, wie jeder Freund Ihrer Firma auf Awer Court willkommen ist.“

„Eine zu große Auszeichnung,“ sagte Mr. Hope, sich verbeugend.

„Durchaus nicht, denn ich achte und ehre den Stand, der England so groß und berühmt gemacht hat.“

Archibald Hope hatte auf diese Worte, die er für das nahm, was sie waren — eine Schmeichelei —, keine Erwiderung, sie riefen nur ein verächtliches Lächeln, das jedoch die Dunkelheit dem alten Edelmann verbarg, auf seinem Antlitz hervor. Auch hatte er eine ernste Sache ernst zu überlegen, ehe er Sir William Relydale's Einladung für sich und seinen Gast, wie er ihn bezeichnet, annahm.

„Auf Ihren Wunsch, auf Ihren eigenen Wunsch,“ antwortete er hastig und in erregtem Tone, „werden mein Freund und ich morgen Abend die Ehre haben, mit Ihnen zu speisen.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Zusage,“ entgegnete Sir William offenbar erfreut, „und darf ich wohl hoffen, daß wenigstens bis Donnerstag die Buchen ungefährdet bleiben. Sie werden mir diese Bitte zusagen, bevor wir diesen Abend scheiden, und morgen mache ich einen neuen Versuch, mir die alten Landmarken zu erhalten.“

„Bauen Sie nicht zu fest darauf, Sir William, denn ich bin fest entschlossen, ohne Unterschied jeden Baum des Gutes zu fällen, und nichts, selbst nicht die Aussicht, das Mittagsmahl eines Baronets zu theilen, kann mich in meinem Entschluß wankend machen!“

Sir William überging diese in heftigem Tone hervorgestoßenen, mehr als unhöflichen Worte, die ein finsternes Stirnrunzeln begleitete, und erwiderte gelassen:

„Mein Mittagsmahl soll keinerlei Versuchung für Sie sein, Mr. Hope, und ich glaube, ich habe Ihnen gezeigt, daß ich in der Erreichung meines Zieles offen zu Werke gehe. Leihen Sie mir jetzt Ihren Arm, und erlauben Sie mir, unsere Bekanntschaft dadurch zu besiegeln, daß ich Sie meiner Enkelin vorstelle, welche, ich darf es wohl sagen, ein nicht ganz gewöhnliches Mädchen ist.“

Archibald Hope biß die Zähne fest aufeinander, als er diesen neuen Beweis von Höflichkeit hinnehmen mußte, auf den er keine Erwiderung fand. Er fühlte, daß die Absicht, die ihn den Hügel hingeführt, vereitelt sei, und er bereute schon das Versprechen, welches er dem Baronet so schnell gegeben; er sah sich bezwungen, nachdem er so lange zu widerstehen versucht. Diesem Gedanken nachhängend, blickte er noch finster zu Boden, als schon die hohe Gestalt Sir William Relydale's, der sich von seinem Sitz erhob, neben ihm stand.

„Sie messen wohl kaum sechs Fuß, Hope,“ sagte dieser in einem noch vertraulicheren Tone, der seinen Gefährten abermals reizte; „ich konnte mich sechs Fuß zwei Zoll rühmen, ehe mich das Alter gebeugt hatte. Sie zählen doch kaum dreißig Jahre?“

„Erst achtundzwanzig.“

„Also zwei Jahre jünger, als man Ihrem Aeußeren nach glauben sollte,“ sagte Sir William, seinen Arm in den des Kaufmanns legend, mit dem er dann langsam die Terasse hinabschritt, der Stelle zu, wo er seine Enkelin vermuthete. „Welch' schönes Alter dies ist! Die ganze Welt steht da dem Menschen noch offen, und das höchste Lebensglück scheint seiner zu harren, wenn er nur Kraft und Weisheit besitzt, es zu erfassen!“

„Haben Sie etwa zu beklagen, daß Ihnen in Ihrer Jugendzeit dies nicht gelungen ist?“ fragte Archibald Hope mit einigem Interesse.

„Es giebt für uns im Alter vieles zu beklagen und zu bedauern, junger Mann!“

„Das Alter sollte stets hoffnungsvoll in die Zukunft blicken und mit geläutertem Herzen das Unrecht bereuen, welches es im Laufe des Lebens begangen.“

„Sie sind ein wunderlicher Mensch,“ sagte Sir William, seinen Gefährten anblickend, und fast zu ernst für Ihre Jahre. In Ihrem Alter hatte ich dergleichen Gedanken nicht.“

„Das ist sehr möglich.“

„Aber wenn ich auf mein vergangenes Leben zurückblicke, jetzt, wo ich meinem Ende entgegengehe, geschieht es mit tiefer Reue —“

„Haben Sie je bereut —“ Archibald Hope hielt inne, und that mit der ihm aufgezwungenen Bürde am Arme einige hastige Schritte. „Still! Still! wie konnte ich —“

„So schnell mit einem schwachen Greise gehen, da haben Sie recht! — Aber wir sprachen von Reue, Mr. Hope, und gewiß werden auch Sie einmal bereuen, die Buchen gefällt zu haben, die ein alter Mann und ein junges Mädchen so gern erhalten sehen möchten!“

Er deutete bei diesen Worten nach dem Ende der Terasse, wo jetzt deutlich die Gestalt seiner Enkelin hervortrat, die ihre Annäherung jedoch noch nicht bemerkte. Da er seiner Gewohnheit gemäß mit gesenktem Haupte ging, sah er sie nicht, und nur das scharfe Auge seines jungen Begleiters bemerkte, daß Eleanor Relydale sich weit über das Geländer hinüberbeugte, und leise mit Jemandem sprach, der tiefer unten stand, wobei sie wie stehend ihre Hände ausstreckte.

Dieser Anblick erweckte des jungen Mannes ganzes Interesse, und schnell entstand in ihm der Wunsch, zu wissen, wer sich unterhalb der Terasse verborgen halte, und im Stande sei, das Mädchen in eine so sichtbare Erregung zu versetzen, in der sie Zeit, Ort, ihren Großvater und sich gänzlich vergaß, — und, ihm selbst unbegreiflich — fühlte er, daß er sie warnen müsse, um nicht von ihrem Großvater überrascht zu werden.

„Die Abendluft ist sehr kühl, Sir William,“ sagte er so laut, daß dieser fast erschreckt zu ihm aufblickte, und in seiner Ueberraschung nicht wußte, was er auf diese Bemerkung antworten sollte.

Aber er hatte seinen Zweck erreicht, denn Miß Relydale sank, wie von ihren Empfindungen überwältigt, auf den

Sessel, und preßte ihre Rechte auf ihr Herz, um dem Pochen desselben Einhalt zu thun.

Als der Baron und Archibald vor ihr standen, hatte sie jedoch vollkommen ihre Selbstbeherrschung wiedererlangt, und mit ruhiger Würde stand sie da, als Sir William sie anredete:

„Erlaube mir, Eleanor, Dir meinen Freund, Mr. Hope, aus Glasgow vorzustellen. Mr. Hope — Miß Relydale.“

Viertes Kapitel.

Eleanor.

Nach dieser förmlichen Vorstellung erhob die Enkelin von Sir William Relydale sich von ihrem Sitze, und verneigte sich stolz, aber voll Anmuth vor dem jungen Manne, der ihr gegenüber stand, und bereits die Präsentation durch eine tiefe Verbeugung anerkannt hatte. Wider ihren Willen empfand sie eine leichte Verlegenheit, als, aufblickend, sie seinem Auge begegnete, das fest und forschend auf ihr ruhte. Sie überwand diese indeß schnell, und sagte, sich an den Baronet wendend:

„Sind die Geschäftsangelegenheiten beendet, Großpapa, und darf ich Dir jetzt das Neueste von Paris und meinem Aufenthalt dort erzählen?“

„Später, Kind, später,“ entgegnete Sir William. „Bewahre mir Deine Mittheilungen bis morgen, denn ich bin diesen Abend müde und angegriffen.“

Nach diesen Worten ließ er sich neben seiner Enkelin nieder, während Mr. Hope sich gegen das steinerne Geländer lehnte und in die Gegend und den Park hinablickte.

„Welche schöne Aussicht müssen Sie hier haben!“ sprach er, und suchte dabei die Dunkelheit zu seinen Füßen zu erforschen.

„Am Tage, ja,“ entgegnete Sir William, „jetzt können Sie wenig davon unterscheiden, Mr. Hope.“

„Ich habe sehr scharfe Augen,“ versetzte, vielleicht ohne es zu wissen, der junge Mann mit Nachdruck.

„Wollen wir nicht in's Haus gehen, Großpapa?“ fragte Eleanor Relydale. „Deinem Freunde möchte dieser Empfang in Ader Court kaum zusagen.“

„Sein Freund!“ dachte Archibald Hope, „in der ersten Stunde unseres Beisammenseins von ihm Freund genannt, nachdem ich ihn Jahre lang als meinen ärgsten Feind betrachtet!“

„Mr. Hope wird diesen Empfang unter freiem Himmel entschuldigen,“ sagte der alte Mann, „allein ich erwartete ihn kaum noch diesen Abend, und pflege um diese Zeit stets auf der Terasse zu sein. Doch wir können uns jetzt in's Haus verfügen.“

„Erlauben Sie mir, mich zu verabschieden,“ sprach Mr. Hope, „ich muß sofort nach dem Gasthause zurückgehen, da Briefe von Wichtigkeit für mich angelangt sind.“

„Die großen Geschäftsmänner haben doch nie Ruhe,“ erwiderte Sir William, „und noch zu dieser Tagesstunde —, aber was haben Sie da Ihrer Beobachtung würdig gefunden, daß Sie sich so tief hinabbeugen?“

„Ich habe meinen Stod fallen lassen,“ entgegnete Archibald Hope schneller, als er bisher gesprochen, „Sie werden entschuldigen, wenn ich —“

„Bitte, bleiben Sie, Sir!“ sagte Miß Relydale in großer Erregung. „Die Tiefe ist bedeutender, als Sie denken!“

Zu ihrer fast sichtbaren Erleichterung trat Mr. Hope zurück.

„Die Diener werden ihn finden,“ sprach Sir William. „Meine Leute sind sämmtlich ehrlich, und bei Ihrer Ankunft morgen werden Sie Ihr Eigenthum in Empfang nehmen können. — Meine liebe Elley, Mr. Hope und sein Freund beehren uns morgen mit Ihrer Gegenwart.“

Eleanor Relydale blickte erstaunt zu dem finsternen jungen Manne auf, sagte halblaut: „Wirklich, Großpapa?“ und wandte sich dann ab.

In diesem Augenblicke trat Sir William's Diener heran, dessen Arm er sofort ergriff und sagte:

„Sie werden entschuldigen, Mr. Hope, daß ich mich von James zurückführen lasse, allein es ist dies sein Amt und er kennt meinen Schritt genau.“

Statt aller Antwort verbeugte sich der junge Mann, und blickte dann nochmals über das Geländer nach seinem Stock, den er absichtlich hatte seinen Händen entgleiten lassen. Auch Miß Relydale hatte sich erhoben, und folgte langsam ihrem Großvater.

„Darf ich fragen, wie lange Sie meinen Großvater kennen?“ fragte sie im Weitergehen. „Der Name Hope ist mir nicht bekannt.“

„Seit vielen Jahren,“ entgegnete der Kaufmann, an ihre Seite tretend.

„Er nannte Sie seinen Freund,“ fuhr das junge Mädchen fort.

„Eine Höflichkeitsrede!“

„So sind Sie sein Freund nicht?“

„Nein, ich bin sein Freund nicht,“ lautete die bestimmte Antwort.

„Sonderbar!“ fuhr Miß Relydale fort. „Ich begreife dann meinen Großvater nicht. Sind Sie schon lange in Carrisford gewesen?“

„Räum eine Woche. Wie lange verweilten Sie in Paris?“

„Einige Monate. Mein Vater wohnt daselbst.“

„Das habe ich gehört.“

„Hat Sir William mit Ihnen von meinem Vater gesprochen? Hat er Ihnen seinen Namen genannt?“ fragte Miß Relydale hastig.

„Nein, das hat er nicht gethan!“

„O, ich glaubte es,“ erwiderte sie mit einem tiefen Seufzer.

„Sie scheinen Ihres Großvaters Haus dem Ihres natürlichen Beschützers vorzuziehen,“ sprach Mr. Hope mit einem forschenden Blick auf das halb von ihm abgewandte Gesicht. „In der That, Miß Relydale, ich begreife Sie nicht!“

„Die Sache ist sehr einfach erklärt,“ antwortete sie.

„Sir William sowohl wie mein Vater wünschen es.“

„Und Ihre Wünsche in dieser Beziehung?“

Miß Relydale schwieg, und als Archibald Hope sie anblickte, konnte er trotz der Dämmerung sehen, daß ein höheres Roth ihre Wangen färbte. Er fühlte, daß er sich einer Indiscretion schuldig gemacht, und sagte daher:

„Gestatten Sie mir, meine Frage zurückzunehmen.“

„Weshalb?“ fragte sie schnell, und ihr dunkles Auge heftete sich fest auf das seinige.

„Ich sehe, daß ich Sie dadurch verletzt habe, und hätte mich dieser Frage einer Dame gegenüber, der ich soeben vorgestellt ward, enthalten sollen. Allein ich bin im Umgang mit Frauen ein Neuling, und bis jetzt sind sie mir noch stets als Räthsel erschienen!“

Sie lächelte bei dieser Erklärung — ein wunderbar liebliches Lächeln, wie auch Archibald Hope dachte — und antwortete:

„Oft, sehr oft sind wir uns selbst ein Räthsel, Mr. Hope. Aber darf ich jetzt fragen, ob Sie Paris kennen?“

„Ja, ich kenne es zur Genüge!“

„Und bewundern es?“

„Nun, so sehr eben nicht. Paris ist nach meinem Geschmack eine zu lebhafte Stadt, und die Genüsse, welche sie bietet, sagen Ihnen gewiß mehr zu als mir.“

„O! ich bin nie gern dort gewesen,“ sagte sie, und ihre schönen Züge nahmen einen sehr ernsten Ausdruck an. „Mich ergreift stets eine unbeschreibliche Sehnsucht nach dieser meiner schönen Heimath und dem alten Manne, den ich hier weiß, den Niemand so gut, wie ich, kennt und versteht, und der dann einsam und allein unter den Bäumen von Carrisford weilt, in deren Schatten auch ich stets Ruhe und Frieden empfinde.“

Ueberrascht, erstaunt wandte sich Archibald Hope dem jungen Mädchen zu, das, wie er deutlich sah, mit der zarten, weißen Hand über die Augen strich, um eine Thräne zu entfernen, die in denselben glänzte. Sie war ihm wirklich ein Räthsel mit ihren so ernsten Worten, die, wenn er es sich auch noch nicht zugestehen wollte, dennoch sein Herz tief ergriffen hatten.

„Wenn Sie ebenfalls oft von England abwesend sind, Mr. Hope,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „werden Sie mein Heimweh begreifen können.“

„Ja, das kann ich! — Auch ich empfinde eine unaussprechliche Sehnsucht nach einem Heim, seit dem Augenblick, wo unseres Vaters Dach uns nicht mehr schützte, und mit dem Untergang seines Hauses auch sein Herz zu schlagen aufhörte!“

„Das sind sehr, sehr traurige Erinnerungen für Sie!“

Jetzt hatte Sir William die Stufen erreicht, die die Terrasse hinab in den Park führten. Sich nach seiner Enkelin und ihrem Gefährten umwendend, sagte er in sehr freundlichem Tone:

„Wie ich sehe, sind Sie in ernster Unterhaltung begriffen, Mr. Hope, Sie müssen darauf gefaßt sein, in meiner Angelegenheit morgen noch eine Fürsprecherin zu finden.“

„Das werde ich,“ entgegnete ernst der junge Mann.

„Wollen Sie nicht eintreten und — —“

„Ich danke Ihnen; ich werde, wie gesagt, erwartet.“

„Vielleicht wissen Sie nicht, daß durch den Park der kürzere Weg führt. Leben Sie denn wohl, Mr. Hope, bis morgen!“

Und Sir William nahm, was selten geschah, die Sammetkappe vom Haupte, indeß Archibald Hope, seinen Hut in der Hand, sich zweimal verbeugte, und Miß Relydale diesen Gruß weniger förmlich, als bisher, erwiderte.

Langsam stieg er die hohe Treppe hinab, ging dann eine Strecke dem Parke zu, kehrte aber bald nach der Stelle der Terrasse zurück, wo er zuerst Eleanor Relydale erblickt und ihr vorgestellt worden. Wie er erwartet, fand er seinen Stock auf dem Rasen liegend, und dicht daneben den Hand-

schuß eines Mannes, den er aufnahm und in seine Tasche steckte. Nach einer vorsichtigen, genauen Untersuchung der Rasenfläche wandte er dann dem Hause seines Feindes den Rücken und trat hastigen Schrittes den Weg durch den Park an.

Fünftes Kapitel.

Im Hause des Verwalters.

Archibald Hope mußte nothwendig die genauesten Ortskenntnisse von Carrisford besitzen, denn unaufhaltsam verfolgte er, trotz Dunkelheit, seinen Weg, und erreichte die stattliche eichene Einfriedigung, die den Park von der Landstraße trennte, als eben in der alten Kirche von Carrisford die Uhr Neun schlug. Hier stand er, nachdenkend, einige Augenblicke still, und kletterte dann über eine niedrige eiserne Pforte, die in den Garten des Verwalters führte.

Auch hier mußte er genau bekannt sein, denn, der Richtung sicher, schritt er dem Wohnhause zu, bis ein munterer kleiner Terrier ihm laut bellend entgegen sprang, und diesem eine junge Dame in dunkler Kleidung folgte, welche, den Ankömmling nicht sogleich erkennend, fragte:

„Sind Sie es, Archibald?“

„Ja, ich bin's, Agnes. Aber so spät noch im Garten?“

„Die Kühle draußen erfrischt nach dem heißen Tage,“ entgegnete die sehr sanfte Stimme des jungen Mädchens. „Ich höre, Sie sind in Aver Court gewesen?“

„Ja, endlich!“ sagte er mit erzwungenem Lachen. „Bewundern Sie nur meine Selbstbeherrschung, Agnes, denn Sir William und ich haben uns fast freundlich unterhalten. Morgen werde ich bei dem alten Manne speisen.“

„Sehen Sie! ich wußte wohl, daß Sie, wenn Sie einmal ihm gegenüber gestanden, anders von ihm denken würden.“

„Aufrichtig gesagt, Agnes, denke ich von ihm, daß er ein listiger alter Kopf ist, und bin fest überzeugt, daß ich damit gleichfalls die Meinung Ihres Vaters ausspreche, obgleich er das nie einem Feinde jenes Hauses auf dem Berge einräumen wird. Wissen Sie nicht, ob er schon heimgekehrt ist? Ich möchte ihn, bevor ich mich nach meiner Bierkneipe verfüge, noch einige Augenblicke sehen.“

„Er ist im Wohnzimmer.“

Nach dieser Auskunft schritten Beide dem vor ihnen liegenden Wohnhause zu, an dem sich Rosen und Schlinggewächse hinanrankten und es mit reichem Grün bedeckten.

„Wen haben Sie auf Aver Court noch sonst gesehen, Archibald?“ fragte Miss Prayse in ruhigem Tone.

„Sir William's Enkelin.“

„Ich sah sie vor einer Stunde vorbeifahren. Ist sie nicht ein sehr hübsches Mädchen?“

„Die Dunkelheit gestattete mir nicht, dies genau zu unterscheiden,“ entgegnete Mr. Hope in gleichgültigem Tone, „doch mag sie es, bei Tageslicht besehen, wohl sein. Ist sie nicht auch geziert wie ein Pfau und dabei eitel auf ihre Schönheit?“

„O, durchaus nicht!“

„Oder sentimental, schwärmerisch — —“

„Ebenjowenig. Aber Sie scheinen offenbar ein Vorurtheil

gegen sie zu haben, wie Sie es gegen ihren Großvater hatten. Das ist nicht recht von Ihnen, Archibald!“

„Sie müssen Sie vertheidigen, weil sie Ihre Freundin ist, Agnes, das ist so natürlich. Auch kann ich nicht gerade behaupten, daß ich eine bestimmte Abneigung gegen sie empfinde.“

„Sie irren durchaus, Archibald, wenn Sie meinen, daß Miss Nelydale meine Freundin ist. Wir sehen uns nur bei bestimmten Gelegenheiten.“

„Etwa wenn Sie zur Mittagstafel nach Aver Court eingeladen werden?“

„Ja, nur dann, was indeß nicht oft geschieht.“

„Glückliches Vorrecht! Ich möchte, Sie und Ihr Vater könnten morgen statt meiner und meines Freundes dort sein.“

„Ihr Freund?“ fragte erstaunt das junge Mädchen. „Aber Sie haben noch gar nicht von dem Freunde gesprochen, den Sie mit nach Aver Court nehmen wollen.“

„Vielleicht sind Sie es gar, oder auch Ihr Vater oder Ihre Mutter, denn irgend Jemand muß mir doch bei diesem schrecklichen Mahle Gesellschaft leisten!“

„Sie hätten die Einladung nicht annehmen sollen, wenn es Ihnen so große Ueberwindung kostet, hinzugehen.“

„Ich habe mein Wort gegeben und werde gehen. Aber wie viele Worte verlieren wir um eine so einfache Sache!“

Sie hatten jetzt das Haus erreicht, und der junge Mann klopfte so heftig gegen die Fensterscheiben, daß Mrs. Prayse, welche sehr nervenschwach war, erschreckt aufsprang und ihre Handarbeit bei Seite warf, und auch ihr Gatte, der neben ihr saß und beim Lampenlicht die letzte Zeitung studirte, hastig vom Stuhle aufsprang und ausrief:

„Wer mag nur da sein? Ach, ich sehe, es ist Agnes und Archibald ebenfalls! Nun, tretet ein, welche Neuigkeiten vom alten Hause dort oben, Archi?“

„Ich weiß keine,“ entgegnete dieser, dem jungen Mädchen in das wohleingerichtete Zimmer folgend, „wenn Sie nicht die dafür ansehen, daß Sir William mich zur Mittagstafel eingeladen hat, Mr. Prayse. Allein, mich führt eine Geschäftsangelegenheit in Ihr Haus. Wo ist der Contract, der mit unserer Firma abgeschlossen worden ist?“

„Der Contract? Was soll's damit?“

„Ich möchte einen Augenblick hineinsehen! Seien Sie indeß unbesorgt, Sie behalten ihn hier.“

Mr. Prayse ging, das begehrte Document zu holen, und Archibald Hope unterhielt sich mit Mutter und Tochter, bis Jener mit dem Contract aus seinem Arbeitszimmer zurückkehrte, und ihm denselben überreichte.

Der junge Mann schlug das Papier auseinander und sagte, nachdem er es genau geprüft:

„Es ist, wie ich gedacht — fünfundzwanzig Pfund täglich und nicht fünfzig. Der alte gedankenlose Mann hätte mir leicht diese Mühe ersparen können!“

„Sir William's Gedächtniß fängt an schwach zu werden,“ entschuldigte Mr. Prayse.

„Es ist schon sehr schwach, aber ich habe zu meiner Beruhigung eingesehen, daß das Geschäft vernünftiger abgeschlossen ward, als er mich glauben machen wollte. Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht, meine Damen, und bitte um Entschuldigung, diese Störung verursacht zu haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines Detektives.

Polizei-Novelle von Friedrich Armann.

(Fortsetzung.)

„Bitte, wollen Sie mir die Fälsifikate nicht übergeben?“

„Da sind sie.“

Der Beamte eilte an seinen Schreibtisch und zog aus einem Fache desselben ein Schreiben, welches er aufmerksam durchlas. Dann wandte er sich wieder dem Bojaren zu.

„Ihre Mittheilung ist von außerordentlicher Bedeutung für uns,“ sagte er. „Sie ist geeignet, einiges Licht über eine Angelegenheit zu verbreiten, deren Dunkel wir bis jetzt vergebens aufzuhellen versucht haben. Schon vor vier Wochen benachrichtigte mich die Nationalbank, daß gefälschte Hundertguldennoten im Umlauf seien, welche den echten in allen Theilen gleichen bis auf die lichtere Nuancirung des Endbuchstaben des Wortes „Nationalbank“. Da diese Noten vornehmlich in Berlin, Warschau und London ausgegeben wurden, so wähnte ich, daß die Fabrik der Fälscher im Auslande befindlich sein müßte. Ich sandte deshalb die geschicktesten Mitglieder des Detektives-Corps nach jenen Städten, doch fand sich dort keine Spur des Fälschers. Ihr Erlebnis verschafft mir nun die Ueberzeugung, daß die falschen Noten in Wien angefertigt werden. Nach alledem, was ich von Ihnen gehört habe, scheint es mir, als ob die Pseudo-Aristokraten auch die Fälschung begangen haben. Jedenfalls stehen sie mit dem Fälscher in engster Verbindung und sind wegen ihres bedeutenden Raffinement äußerst gefährlich. Ich werde deshalb die umfassenden Vorkehrungen zur Entdeckung der sauberen Gesellen treffen und mit Ihrer Hilfe werden wir derselben hoffentlich habhaft werden. Jetzt möchte ich Sie bitten, mir genau das Aussehen der Gauner zu beschreiben. — Doch nein, jetzt noch nicht. — Es ist 11 Uhr, die Rapportstunde. — Schönerer!“

Ein Diener trat in strammer militärischer Haltung ein.

„Herr Oberinspector!“

„Ist Detektiv Maltenberger schon anwesend?“

„Zu Befehl.“

„Lassen Sie ihn hereinkommen!“

Nach einer Minute trat ein eleganter Herr von feinen Manieren in das Zimmer.

Der Oberinspector winkte ihm, Platz zu nehmen, erzählte ihm in Kürze das Abenteuer des Bojaren und wandte sich dann wieder an diesen.

„Wollen Sie nun so freundlich sein, Ihre Beschreibung zu liefern?“

Das that der Walache. Nachdem er seine Schilderung beendet hatte, fragte der Oberinspector den Detektiv:

„Kennen Sie diese Individuen, Maltenberger?“

Der Detektiv zuckte die Achseln. Dann meinte er:

„Die Beschreibung des Herrn bietet zu wenig Charakteristische Anhaltspunkte, um danach mit Sicherheit die richtigen Personen herausfinden zu können.“

„Dann,“ ergriff Stehling wieder das Wort, „bleibt nichts Anderes übrig, als den Aufenthaltsort der Gauner auszuforschen. Halten Sie sich noch einige Zeit in Wien auf?“ fragte er den Bojaren.

„Wenn meine Anwesenheit nothwendig ist.“

„Gewiß. Wir haben es in diesem Fall mit Hochstaplern zu thun, die, sobald sie in den Besitz von Geld gelangt sind, nichts Eiligeres anzustellen wissen, als durch die unsinnigste Verschwendung sich in kürzester Zeit des Raubes zu entledigen. Es läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß die Schwindler fortan wie leichtsinnige Kavaliere sich geberden und namentlich leichten Dämchen wie ihren Spießgesellen bacchantische Feste geben werden. Es kommt deshalb Alles darauf an, sich ihrer so bald als möglich zu bemächtigen und das ist ohne Ihre Beihilfe natürlich unmöglich, da die Subjekte uns unbekannt sind. Herr Maltenberger wird in Ihrer Begleitung sämmtlichen Etablissements, die von Lebemännern stark frequentirt werden, einen Besuch abstatten und es ist sehr wahrscheinlich, daß Sie die Zeisige irgendwo antreffen.“

„Vorausgesetzt, daß dieselben nicht bereits ausgeflogen sind.“

„Sie meinen, daß sie Wien verlassen haben? Das ist sicherlich nicht geschehen. Die Hochstapler wählen ihre Opfer stets nur aus den höheren Ständen und können deshalb ziemlich sicher darauf rechnen, nicht verrathen zu werden. In der Regel hält ein falsches Schamgefühl die Beschwindelten ab, die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen, ja es kommt sehr häufig vor, daß betrogene Kavaliere den Gaunern bedeutende Summen auf Wechsel verschreiben und prompt zahlen, trotzdem sie ahnen, vielleicht auch wissen, daß sie mit Schwindlern zu thun haben. Sie selbst würden ja ebenfalls die Angelegenheit haben auf sich beruhen lassen, wenn nicht ein wohlmeinender Freund Sie zur Abänderung Ihres Entschlusses bestimmt hätte. — Nun, Maltenberger, Sie machen ja ein sehr nachdenkliches Gesicht. Fürchten Sie die „Gannowim“ (Gauner) nicht zu erwischen?“

Maltenberger lächelte.

„Ehe einige Wochen vergehen, sind sie im „Gymnasium“ (Kriminalgefängniß), erwiderte er mit großer Entschiedenheit. „Ich kann nur nach —“

„Ueber einen Feldzugsplan?“

„So ist es.“

„Nun, was haben Sie erdacht?“

„Zunächst,“ erklärte Maltenberger, indem er sich an den Fremden wandte, „erscheint es mir unumgänglich nöthig, daß Sie noch heute abreisen.“

„Wie?“ rief der Bojar erstaunt, „Sie verlangten doch soeben noch mein Verbleiben in Wien?“

„Wollen Sie meine Auseinandersetzung bis zum Schlusse anhören. Es ist zweifellos, daß die Hochstapler Sie überwachen lassen werden. Wenn Sie fortreisen, werden die Leute sich vollkommen sicher fühlen und aus dem Schlupfwinkel, in dem sie sich jetzt wahrscheinlich verborgen halten, hervorkommen. Sie fahren also heute mit der Bahn fort und zwar sammt Ihrem ganzen Gepäc. Auf der nächsten Station steigen Sie aus und fahren nach Wien zurück in

das „Hotel Donau,“ wo ich Sie unter dem Namen Wendler auffuchen werde.“

Der Walache schrieb den Namen in sein Notizbuch.

„Ehe wir dann unsere Tour antreten,“ fuhr Maltenberger fort, „ist es unerlässlich, uns möglichst unkenntlich zu machen.“

„Wozu denn das?“ warf der Fremde ein. „Ich dachte doch, unsere oder vielmehr Ihre Aufgabe sei eine so einfache, daß wir solcher außerordentlicher Maßnahmen nicht bedürften. Sie haben doch weiter nichts zu thun, als die Gauner zu verhaften, nachdem wir sie aufgefunden haben.“

„Ich werde mir erlauben, Sie eines Besseren zu belehren. Gerade die Verhaftung solcher Leute, die in der Gaunerwelt, namentlich unter der Demi-Monde und deren Verbündeten einen starken Anhang haben, ist oft genug nicht allein sehr schwierig, sondern sogar gefährlich und zuweilen ganz unmöglich. Sind die Gauner der Polizei bekannt, dann ist ihre Ergreifung allerdings leicht genug; man verhaftet sie dann in ihren Wohnungen oder auf der Gasse. Muß man sie dagegen, wie in diesem Falle, in Vergnügungsetablissemments auffuchen, dann gestaltet sich die Sachlage wesentlich anders. Denken Sie sich ein solches Lokal, welches mit mehreren hundert Personen, von denen wenigstens die Hälfte einen recht zweifelhaften Charakter besitzt, angefüllt ist. Wird dort ein uniformirter Sicherheitswachmann oder ein den Gaunern bekannter Vertrauter, und zu diesen Glücklichen habe ich die Ehre zu gehören, sichtbar, dann suchen sich die Schuldbeladenen zu drücken. Gelingt ihnen das nicht, dann zetteln sie einen Krawall an; es entsteht ein Gedränge und ehe die Polizei sich einen Weg gebahnt hat, sind die Gesuchten verschwunden.“

„So ist es,“ bestätigte der Oberinspector.

„Mir leuchtet das ein,“ versicherte der Fremde.

„Es ist deshalb,“ fuhr Maltenberger fort, „äußerst zweckmäßig, sich einer Methode zu bedienen, welche uns ermöglichen wird, die sauberen Vögel zu fangen.“

Man verabredete noch mehrere Einzelheiten und dann begab der Walache sich in das Hotel, um von dort nach kurzer Zeit zur Bahn zu fahren.

Der Detektive Maltenberger war seit diesem Tage spurlos verschwunden, so daß unter seinen Bekannten allgemein die Meinung herrschte, er sei mit einer wichtigen „auswärtigen“ Mission betraut worden.

V.

Es war ein eiskalter Januar-Abend. Die Winterkälte, welche bis dahin sich nicht hatte einstellen wollen, war nun mit einem Male übernächtigt hereingebrochen und hatte gleichzeitig reichlichen Schnee gebracht. Während draußen der Sturm heulte und hartgefrorene Schneeflocken an die bereisten Fensterscheiben peitschte, erfüllten glühende Hitze und ein wahrhaft bacchanalisches Leben die glänzend erleuchteten Räume des Dianabades. Dieses wird im Winter in ein prachtvoll decorirtes Balllokal umgestaltet und die in seinen Sälen abgehaltenen Maskenbälle zeichnen sich durch den tollsten Sprudel, den die Faschingslust nur zu erzeugen vermag, aus. Das kommt daher, weil sie fast ausschließlich von den Mitgliedern der Demi-Monde und deren Anbetern besucht werden. Im Dianasaale dominiert das Laster, aber es präsentiert sich in so verführerischer, reizender Gestalt, daß selbst

— ernste Moralisten zu den (allerdings geheimen) „ständigen“ Besuchern dieses Etablissemments gehören.

Bestridende Tanzmusik durchbraust den großen Saal und hundert Paare wirbeln im tollsten Durcheinander umher. Die zierlichen Füße aller anwesenden Grazien, von denen eine stattliche Anzahl sich im kleidsamen Debardeur-Costüme präsentiert, zuden und trippeln unaufhörlich nach dem Takte der Musik, noch indeß dürfen sie nicht im Fluge über das spiegelblanke Parquet gleiten, denn erst um Mitternacht beginnt der eigentliche Ball und noch fehlt eine volle halbe Stunde bis zu diesem ersehnten Termin.

Aus dem erstickenden Brodem des großen Saales flüchten sich zahlreiche Pärchen in die „Nischen,“ zierliche Rabinets, in deren still verschwiegene Räume der starke Gott Bacchus im Verein mit dem stärkeren Gott Amor als allmächtige Gebieter herrschen. Andere Ermattete retten sich in die behagliche Kühle des „Wintergartens,“ wie ein mit einheimischen und exotischen Topfgewächsen reich geschmückter Saal, in dessen Mitte eine Fontaine ihren Silberstrahl bis zur Decke empor-sendet, heist.

Die einzelnen Personen thun sich dann wohl auch zu ganzen Gesellschaften zusammen, um in den dicht daranstoßenden Restaurationslokalitäten zu soupieren.

Eine solche, äußerst heitere Gesellschaft hat vor wenigen Minuten um einige große, eiligst zusammengeschobene Tische sich zum Zechgelage vereinigt. Eben klingen sie mit den Gläsern aneinander, als aus dem Wintergarten die Gestalt eines „schwarzen Ritters,“ dessen rabenschwarze Rüstung auf der Brust in goldenen Lettern die Devise: „Alles für mein Lieb“ trägt, zu der Gesellschaft tritt. Er nimmt die Maske ab und ein Jubelsturm wird laut.

Radwicz — Baron — Freund — sind Sie — bist Du es denn wirklich, altes Haus? Wo, zum Geier, haben Sie während der verfloffenen acht Tage gesteckt?“

Baron Radwicz, eine vornehme, elegante Erscheinung, jeder Zoll ein Cavalier, schüttelt ein Duzend ihm entgegen-gestreckter Hände, zuckt gleichmüthig die Achseln und antwortet mit lakonischer Kürze:

„Auf der Jagd.“

„Im Gebirge?“

„Steyermart.“

„Was geschossen?“

„Hirsch.“

„Zwölfender, he?“

„Sechszehnder. — Kapitalkerl.“

„Gratulire, gratulire. Ich habe selten so ein schandbares Glück.“

Während dieses interessante Zwiegespräch stattfindet, hat der Baron, dem natürlich bereitwilligst Platz gemacht wird, mit dem Gesicht nach dem Wintergarten zu, Platz genommen und eröffnet nun der Gesellschaft, die ausnahmslos aus „catilinaren Existenzen“ besteht, daß zur Feier des frohen Wiedersehens ein Fest statthaben solle, zu dem er als Wirth alle Anwesenden einlade.

Diese Erklärung rief einen Beifallssturm hervor, und alsbald wurden von den Kellnern und Zechgenossen alle jene Vorbereitungen getroffen, die nöthig waren, um dem Banket möglichst lebendige Lustigkeit und glanzvolle Staffage zu verleihen.

„Wo ist denn Ihr Pylades?“ wendet sich wieder Einer an den Baron.

„Graf Lindenström befindet sich im großen Saal mit der Mali. Sie werden wahrscheinlich nach wenigen Augenblicken hierherkommen.“

„Die Mali ist also noch immer Königin Ihres Herzens?“

„Warum sollte sie es nicht sein?“

„Es ist wahr, — sie ist ein Prachtmädel.“

„Ja, das ist sie,“ tönte es von allen Seiten. „Hübsch, lustig, — witzig, — klug —“

„Und treu,“ fügte der Baron, dem die Elogen sichtlich Vergnügen bereitet hatten, mit großem Nachdruck hinzu.

Während die Gesellschaft der Lebemänner sich zu dem lucullischen Festmahl vorbereitete, traten von zwei verschiedenen Seiten aus dem Tanzsaale vier Personen kurz nacheinander in den Wintergarten. Graf Lindenström und die „scharfe Mali,“ eine der gefeiertsten Schönheiten der halben Welt, schritten langsam bis an den Rand des Marmorbassins und nahmen dort die Masken ab. Dadurch enthüllte das Mädchen ein allerliebstes Gesicht mit wunderschönen braunen Augen und schelmischen Grübchen in den rosigen Wangen, die fast immer durch ein bezauberndes Lächeln überstrahlt wurden.

„Lassen Sie uns hier ein wenig verweilen,“ bat sie den Begleiter, der gern in dieses Verlangen willigte.

Kurz vor diesen Beiden hatten zwei Männer in bizarrem Polichinell-Kostüme den Wintergarten betreten.

„Nun, wie gefällt Ihnen der Wiener Karneval?“ fragte der jüngere, eine schlanke, elegante Gestalt.

„Magnifique,“ prustete der Angeredete, der sich einer ziemlich Körperfülle erfreute, indem er mit dem seidenen Taschentuche sich Kühlung zuschickelte, „er übertrifft alle meine Erwartungen, und ich bedauere nun nicht mehr, daß ich mich habe bestimmen lassen, in Wien zu bleiben, zumal da ich an Ihnen einen ganz ausgezeichneten Führer und Cicerone habe.“

„Ihr Lob würde mich unter anderen Verhältnissen glücklich machen, nun jedoch berührt es mich so schmerzlich, wie ein Vorwurf.“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte der corpulente Herr befremdet.

„Muß ich es nicht peinlich empfinden, daß ich Ihnen nur in der Eigenschaft eines Führers und Cicerones einiges Vergnügen zu verschaffen vermag, während Sie durch mich die Realisirung eines unendlich wichtigeren Zweckes zu erreichen hoffen?“

Der Ältere zuckte gleichmüthig die Achseln.

„Die Hoffnung, auf welche Sie anspielen, habe ich bereits aufgegeben.“

„Wie beschämend für mich!“

„Warum denn, mein bester Herr? Wir haben es offenbar mit sehr schlauen und ebenso vorsichtigen Vurschen zu thun —“

„Allerdings, trotzdem jedoch —“

„Ich bitte, lassen Sie doch die sanguinischen Erwartungen fahren. Ich halte dieselben für unrealisirbar, denn ich hege die feste Ueberzeugung, daß die Gallunken längst das Weiße gesucht haben.“

„Das erlaube ich mir zu bezweifeln.“

„Sie müssen doch zugeben, daß der Erfolg unserer Nach-

forschungen geeignet ist, meine Ansicht zu bekräftigen, denn er beschränkt sich auf das absoluteste Nichts, das man sich denken kann.“

„Leider.“

Der schurkische Fremdenführer wittert, als man ihn fassen will, noch rechtzeitig die Gefahr, reißt aus und — schnell war seine Spur verloren.“

„Ja, es ist unbegreiflich, daß dieser Mensch so spurlos verschwinden konnte, trotzdem wir sein genaues Signalement und selbst seine Photographie nach allen Richtungen der Windrose hin gesandt haben.“

„Wir Beide machen uns, hellemüthiger als Don Quixote, der wenigstens gegen Windmühlensflügel zu Felde zog, während wir einem Phantom nachjagten, auf den Weg, um die edlen Industrierritter aufzusuchen, doch der Liebe Mühe war umsonst. Seit vollen acht Tagen befinden wir uns auf einer Irrfahrt durch alle nur erdenklichen Spelunken, Kaffeehäuser, Restaurationen, Hotels und Vergnügungsetablissemments und die ganze Ausbeute unserer Odyssee ist ein veritables Nichts.“

Des jungen Mannes Gesicht hatte sich zusehends verdüstert. Der Dicke lachte ungezwungen.

„Machen Sie doch nicht ein so verzweifelter Gesicht, Bester,“ tröstete er. „Was können Sie gegen die Ungunst der Verhältnisse ausrichten? So bedeutend die Summe ist, welche mir die Gauner abgenommen haben, beklage ich ihren Verlust nicht mehr. Denn erstens gebührte mir eine Strafe dafür, daß ich so kindisch und unvorsichtig in einer Stadt, wie Wien, welche von Schwindlern aller Art wimmelt, gewesen bin, dann aber hat mein Unfall mir Gelegenheit verschafft, Dinge und Menschen kennen zu lernen, von deren Existenz ich auch nie die leiseste Ahnung gehabt habe. Fürwahr, jeder Besucher einer Weltstadt sollte nicht nur die Licht- und Glanzseiten, sondern auch die Schattenseiten eines so großen Gemeinwesens kennen zu lernen trachten. In die tiefsten Tiefen des menschlichen Abscheues hinunter zu steigen, die Verworfenheit in ihrer verführerischsten, wie abscheulichsten Gestalt kennen zu lernen, gewährt nicht nur einen seltenen, aufregenden Genuß, sondern wirkt auch ungemein lehrreich. Freilich müßte Jeder, der dies Wagniß unternimmt, das Glück haben, einen so kundigen Führer zu finden, wie er mir in Ihnen beschieden worden ist. Mein Erstaunen über Ihre reiche Menschenkenntniß, über die Sicherheit, mit welcher Sie sich den heterogensten Verhältnissen anzupassen wissen und über den ganz unglaublichen Scharfblick, den Sie bei Beurtheilung der verschiedenartigsten und complicirtesten Situationen bekunden, läßt sich gar nicht schildern.“

Der Jüngere lächelte.

„Das gehört mit zum Handwerk,“ meinte er. „Wie überall, so sind auch in meinem Berufe langjährige, angestrengte Vorstudien nöthig, ehe man eine gewisse Routine erlangt.“

„Sie haben es schon bis zur Meisterschaft gebracht,“ versicherte der beleibte Herr mit dem Ausdruck ungeheuchelter Ueberzeugung in Mienen und Stimme.

(Fortsetzung folgt).

Plandereien am Kamin.

Zwischen Feuer und Wasser.

Der „Chancellor“ (Kanzler), ein Liverpooler Dreimaster von 900 Tonnen, verließ mit einer Ladung Baumwolle den Hafen von Charleston, Carolina (Vereinigte Staaten von Nordamerika), um nach England heimzukehren. An seinem Bord befanden sich acht Passagiere, darunter der Berichterstatter und eine Equipage von zwanzig Mann, den Capitän Huntly und drei Offiziere inbegriffen.

Kurz nachdem der „Chancellor“ das Sargasso-Meer passiert hat, vernehmen die Passagiere plötzlich während der Nacht ein ganz ungewöhnliches Getriebe, Rennen, Rufen auf dem Deck. Auf ihre Fragen am nächsten Morgen wird ihnen darüber keine befriedigende Erklärung, dagegen gewahren sie, daß die beiden in den Raum führenden Lufen von nun an dicht geschlossen und mit Segeltüchern überdeckt sind, welche täglich wiederholt mit Seewasser angefeuchtet werden. Mehrere Tage vergehen unter mancherlei Zeichen, daß nicht Alles in Ordnung sei, bis plötzlich der Passagier Mr. Kazallon aus London die Entdeckung macht, daß die Schiffsplanen sich außergewöhnlich heiß anfühlen, worauf ihm dann der Stellvertreter des Capitäns, Robert Curtes, die vertrauliche Mittheilung macht: „Wir haben Feuer an Bord!“

Eine solche Kunde, mitten in der Wästerwüste, Tausende von Meilen fern der sicheren Erde, kann auch das tapferste Herz erbeben machen. Schon seit sechs Tagen, seit jener geräuschvollen Nacht, weiß die Mannschaft, daß die Ladung im Schiffsraume brennt; wahrscheinlich hat, wie das schon öfter vorgekommen, eine Selbstentzündung der Baumwolle stattgefunden. An den Herd des Brandes zu gelangen, war unmöglich, der Versuch dazu hätte das sofortige Ausbrechen der vorläufig gedämpften Gluth zu heller Flamme veranlaßt und die Vernichtung nur beschleunigt. Es war nichts zu thun, als durch Abschluß jeder Luft von außen das Feuer zu ersticken. In den ersten Tagen schien auch diese Maßregel von Erfolg zu sein, allein dann ist man zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie ohnmächtig sei. Zu diesem entsetzlichen Unglücke, welches man immer noch der Mehrzahl der Passagiere verheimlicht, gesellt sich ein zweites: es stellt sich heraus, daß der Capitän gesesekrank, und daraus erklärt sich auch der verrückte Cours, den er genommen. Den Gipfel erreicht aber das Schreckniß durch ein Bekenntniß des Passagiers Ruby, eines Handelsagenten und geriebenen Yankee erster Klasse, welcher dem Ingenieur Faltien, einem anderen Mitreisenden, erzählt, daß es ihm gelungen sei, trotz des Verbotes, ein Kistchen mit dreißig Pfund Dynamit an Bord zu schmuggeln. „Und wo befindet sich dies Kistchen?“ mit dieser Frage fährt ihm Kazallon an die Gurgel. — „Wo anders, als bei dem Gepäc, im Schiffsraume!“

Das hatte noch gefehlt; man steht nicht auf einem glühenden Ofen, sondern auf einem Vulkan, der in jedem Augenblicke losbrechen kann. Unter dem Eindruck dieser entsetzlichen Kunde wird auch dem Reste der Passagiere, darunter zwei Frauen, der Ausbruch des Feuers an Bord bekannt und erregt namenlose Verwirrung. Der speculative Sprengstoff-Schmuggler wird aus Angst vor den Folgen seines Trevels irrsinnig und muß in die Zwangsjacke gesteckt werden. An Stelle des kranken Capitäns ergreift der wackere Curtes das Commando mit energischer Hand. Es gilt, ohne sich um die bevorstehende Explosion zu kümmern, das im Innern brennende Schiff dem nächsten Lande entgegenzuleiten. Dies geschieht, nichts wird versäumt, den Brand zu dämpfen — umsonst, er ist nicht zu bewältigen. Eines Tages steigen mit furchtbarer Detonation die Planen des Decks empor, und himmelhoch schießt eine Feuergarbe am Mast hinauf. In diesem Augenblicke ist es dem wahnwitzigen Ruby geglückt, sich loszureißen; mit dem Entsetzensgeschrei: „Der Dynamit, wir sind verloren!“ springt er in den geöffneten Krater und verschwindet auf immer.

Nun folgen furchtbare Scenen. Die Matrosen unter dem Rädelsführer Owen rebelliren und bemächtigen sich der Boote, allein die hochgehenden Wogenerschellen diese an den Schiffswänden. Das flammende Schiff wird umhergeschleudert, gleich einem Ball; plötzlich befindet es sich in der Brandung, ein furchtbarer Krach, der Hauptmast bricht und stürzt über Bord, der „Chancellor“ ist ausgerannt und unbeweglich. Die dunkle Nacht läßt die Lage nicht übersehen, Mannschaft und Passa-

giere haben sich in's Lastenwerk gerettet. Die über Deck schlagenden Wogen beginnen das Feuer zu löschen. Als der Morgen anbricht, befinden sich das Schiff auf dem Grat eines bis dahin unbekannt gewesenen Felsenriffs im südlichen Theile des atlantischen Oceans, wenigstens noch achthundert Seemeilen vom nächsten Lande entfernt. Zum Glück hat sich die See beruhigt und gestattet den Angriff von Rettungsmaßregeln. Das Schiff wird ausgeladen, der in einem vom Feuer unberührten Winkel des Raumes gefundene Dynamit dient zur Sprengung eines Felsens, der die Abfahrt erschwert, und diese kann nach drei Wochen, während welcher der arg beschädigte „Chancellor“ nothdürftig reparirt worden ist, endlich von staten gehen.

Aber die Reisenden sind noch lange nicht am Ziele, vielmehr erst am Beginne ihrer Leiden. Das halbgebrochene Schiff segelt schlecht und zieht stark Wasser; Tag und Nacht müssen Mannschaft und Passagiere mit blutig geschundenen Händen an den Pumpen stehen, ohne die durch die Locke eindringende Fluth bewältigen zu können. Immer höher steigt das Wasser im Raume, immer tiefer und schwerer geht das Schiff; es ist voraussehen, daß es nicht lange mehr flott bleiben wird. Daher wird zur Construction eines Floßes geschritten; ehe dieses jedoch beendet ist, beginnt der „Chancellor“ zu sinken — allein sein Deck wird nur zwei Schuh hoch vom Wasser bedeckt. Die Menschen haben sich auf das erhöhte Hinterdeck und in die Wanken gerettet — sie erleben eine graufige Sturmnacht, in welcher, um das Elend voll zu machen, auch das vollendete Floß von den Wogen hinweggerissen wird. Aber die Energie des wackeren Curtes befeuert den Muth der Schiffbrüchigen; sie schreiten, so gut es geht, zum Bau eines neuen Rettungsfloßes.

Mit achtzehn Menschen, mit wenig Trinkwasser und aufgerafftem Proviant beladen, schwimmt das gebrechliche Floß auf den rollenden Wogen des Oceans. Mit ängstlicher Sorgfalt werden die vorhandenen Lebensmittel in die knappten Rationen eingetheilt. Der Himmel ist ein Feuermeer, die Qual des Durstes bei der täglich zugemessenen kleinen Tasse Wasser fürchterlich. Unter der Mannschaft regt sich wieder ein finsterner Geist. Die Matrosen haben sich des noch vorhandenen Branntwearestes bemächtigt und werfen sich auf ihre Befehlshaber und die Passagiere; es entsteht ein blutiger Kampf, in welchem einer der Ausrührer fällt, die anderen besiegt werden. Am ersten Januar, nach schon dreihundzwanzigtägiger Floßfahrt, wird das letzte Stückchen Biscuit vertheilt. Der Lieutenant Walter stirbt, einen Theil seines Körpers verwenden die Matrosen als Lockspeise, und es gelingt ihnen, damit einige Fische zu fangen — nach sieben Tagen Hungers ein wahres Himmelsgeschenk. Eine Tonne voll Trinkwasser ist noch vorhanden; einer der Leute, von unerträglichem Durste gequält, trinkt sich heimlich daraus satt, stirbt aber bald darauf unter gräßlichen Leiden — das Wasser ist vergiftet, es war in der Eile in eine Tonne gefüllt worden, welche Kupfervitriol enthalten hatte. Diesem unberechenbaren Unglück folgte eine getäuschte Hoffnung, die auf den Gipfel der Verzweiflung führt: ein Schiff kommt in Sicht, allein jede Mühe, sich ihm bemerkbar zu machen, es zu erreichen, ist vergebens — und seine Stengen verschwinden am Horizont der Wästerwüste. Nun bleibt nichts mehr übrig, als zu sterben. Noch einmal wird versucht, durch den Fang eines Haifisches Nahrung zu gewinnen, allein das Ungethüm reißt sich dicht an Bord wieder los und versinkt. Der Bootsmann aber tritt zum Capitän mit der schaurigen Frage: „Alles ist versucht worden — wann werfen wir das Loos?“

Die Tage vergehen in eherner Sonnengluth, die Leiden steigen sich mit jedem Augenblick. Der Negerkoch wird wahnsinnig und springt mit dem Geschrei: „Zu trinken!“ über Bord; im Nu ist er von den wimmelnden Haien zerfressen. Elf Lebende befinden sich noch auf dem Floße, aber welcher Art ist ihr Leben! Der sechshundzwanzigste Tag nach dem letzten Biscuit, der fünfzigste der Fahrt im Floß ist angebrochen. Keine andere Rettung mehr, das Loos muß entscheiden, wer von den Unglücklichen seinen Leib zur Fristung des Daseins der Anderen opfern soll. Das Leben ist ihnen gleichgiltig geworden, dennoch läuft ein Schauer durch ihre Glieder, als die verhängnisvollen Zettel in einem Hute gemischt werden, und Jeder schreut vor dem Amte des Bleibens zurück — der Franzose Letourneur, ein Passagier, erbietet sich dazu. Unter athemloser Aufregung geht die schauerliche Scene vor sich. Namen nach

Ramen wird ausgerufen — der Träger des Leikens ist dem Schicksale verfallen. Es ist derjenige des Ausrufers selbst — durch einen frommen Betrug hat er seinen Zettel mit dem seines unaussprechlich geliebten Sohnes zu verkaufen gewußt, welcher sonst der Erlösene gewesen wäre. Die Hungerigen stürzen mit geschwungenen Schlächterwerkzeugen auf ihr Opfer los, da wiest sich Miß Herbey zwischen sie und steht um Aufschub. „Nur einen Tag; wenn morgen nicht das Land erscheint, dann —“ die Passagiere vereinigen sich mit ihr — der Verzug wird zugestanden. Aber morgen mit Tagesanbruch!

Langsam, langsam verrinnt die qualvolle Nacht. Endlich lichtet sich die Dämmerung; die Sonne erscheint; sie beleuchtet nur Himmel und Wasser. Das Geschick muß seinen Lauf haben. Die zum Aeußersten gereichten, zu Thieren gewordenen Männer verlangen ihr Recht, ihre Speise. Der Sohn umklammert den dem Tode geweihten Vater. „Tödtet mich zuerst“, schreit er, „aber laßt meinen Vater leben!“ Er wird unbarmherzig zur Seite geschleudert. Der Vater ist ergriffen, das Weib schwebt über ihm — da macht er noch einen Vorschlag: „Nacht mir heute bloß die beiden Arme ab, ihr werdet daran genug haben bis morgen.“ Die Matrosen befehlen sich: „Es sei!“ Uebermüht hebt sich das Weib auf die heroisch dargebotenen Glieder, da wird es den Passagieren zu viel des Grauens. Sie stellen sich vor das ersehene Opfer, ein wüthendes Handgemenge entspinnt sich, und bei diesem wird Kazallon in die See gestoßen. Unwillkürlich schluckt er Wasser — aber was ist das! Ewiger Gott, das Wasser ist süß! Er taucht empor, mit der Kraft der Verzweiflung klammert er sich an ein Tau und schreit: „Süßwasser!“ Das Raubervort hemmt mit Einem Schlage jeden Streik, alle Thier; das süße Wasser, kann das Land nicht ferne sein. Wie ein Balsam fließt das lang entbehrte Labfal durch die heißen Rehlen in die verbrochenen Eingeweide. Und die Hände, welche eben noch bereit waren, sich in das blutende Fleisch eines Menschen zu krallen, heben sich gen Himmel. „Aber wo sind wir?“ lautet die erste Frage. „Keine zwanzig Meilen weit vom Lande“, erklärt Capitän Curtis. „Wir befinden uns vor der Mündung des Amazonasstromes, des einzigen des ganzen Erdballs, dessen Gefälle wichtig genug ist, um das Salzwasser der See bis auf zwanzig Meilen von seinem Ausflusse zurückzudrängen.“ Er hatte recht. Wenige Stunden darauf waren die vielgeprüften Unglücksleute gerettet — elf Uebriggebliebene, fünf Passagiere und sechs Matrosen, von den achtundzwanzig auf dem „Chancellor“ eingeschifft gewesen Personen. Hundertundzwanzig Tage lang waren sie umhergetrieben zwischen Feuer und Wasser.

Leichenbegängnisse in Brasilien.

Merkwürdig und von sehr verschiedenem Charakter sind die Feyerlichkeiten bei den Leichenbegängnissen in Brasilien, obgleich, wie bei allen religiösen Ceremonien, so auch hier, die Brachilliebe der vorherrschend charakteristische Zug ist. Das Seltsame ist aber, daß die Begräbnisse kleiner Kinder wie Freudenfeste betrachtet werden und wahren Triumphzügen gleichen. Weiße, reichgeschmückte Pferde, mit weißen Federbüschen auf den Köpfen, ziehen eine offene Kutsche, worin in einem kostbaren Gewande, doch ohne Kopfbedeckung, der Priester sitzt und auf seinem Schoß, auf einer kleinen offenen Bahre, die mit Bändern und Rosen gezierter irdischer Kiste des verstorbenen Kindes hält. Auch die Kerzenträger sind in weiße oder mit Silbertressen verzierte Gewänder gekleidet. Bei Erwachsenen ist im Gegentheil Alles düster; das Begräbniß selbst findet gewöhnlich in der Nacht statt; Abends vorher wird im Hause des Verstorbenen ein Traueraltar aufgeschlagen und Alles, sogar die Thür des Hauses, wird schwarz verhängt. So sieht man auch beim Leichenzuge nichts als schwarzes Tuch oder Flor, womit Wagen, Pferde, Kutscher und Fackelträger bekleidet sind, ja, selbst die Fackeln sind schwarz. Vor der Kirche wird der Sarg vom Wagen genommen und drinnen auf ein hohes, mit schwarzem Tuch bedecktes und mit brennenden Kerzen umgebenes Gerüst gestellt, das man Mausoleum nennt. Nach Beendigung des Gottesdienstes wird dann die Leiche aus dem Sarge herausgenommen und unter einer der flachen Marmortafeln, womit der Boden der Kirche bedeckt ist, begraben, oder in eine der gewölbten Nischen in der äußeren Kirchenwand eingemauert. Der Sarg ist Eigenthum der Kirche oder einer Bruderschaft und wird nur für die Leichenseier gemiethet; die Leiche dagegen wird zur Beschleunigung der Verwesung mit ungelöschtem Kalk bedeckt; etwa nach Verlauf eines Jahres werden die Knochen aus der Gruft herausgenommen, gereinigt und dann von den

Verwandten oder Freunden des Verstorbenen in eine Kiste eingeschlossen. Diese Kisten bleiben gewöhnlich in der Kirche und die Angehörigen bewahren nur den Schlüssel dazu; zuweilen aber nehmen sie auch die Schachtel mit nach Hause, und man zeigte mir einen Herrn, der die Gebeine seiner verstorbenen Gattin bei sich im Schlafzimmer aufbewahrte. Diese Knochenkisten sind von verschiedener Größe und Gestalt, doch selten einem Sarge ähnlich. Sie gleichen vielmehr oft einem Toilettenkasten und sind manchmal mit Sammet überzogen und prächtig mit Gold- und Silberstickereien verziert.

Studien nach der Natur.

Nachdem Muhamed II. Konstantinopel erobert hatte, fiel es ihm ein, ein Beschützer der Künste zu werden. Er kaufte deshalb einigen venetianischen Kaufleuten mehrere hübsche Bilder ab, wollte sich endlich aber auch selbst und seine Favorite abconterfeiet sehen, weshalb er den berühmten Maler Gentile Bellino einlud, sich zu ihm nach Stambul zu begeben. Der Künstler kam, übertraf alle Wünsche des Großherrn und wurde mit Geschenken überhäuft, ja, er erhielt selbst den Halbmondsorden. Nun verlangte der Sultan auch ein Mal den Kopf Sohannes des Täufers, den die Türken als einen göttlichen Propheten verehren, zu sehen. Gentile wendete sein ganzes Talent an und überbrachte das verlangte Bild, sicher auf Beifall rechnend, dem Kaiser. Aber der schüttelte das Haupt und meinte, die Muskeln am durchhauenen Halse seien nicht krampfhaft genug zurückgezogen. Der Maler vertheidigte in tiefer Ehrfurcht sein „Studium“, wie er es nannte. — „Karfari mit Deinem Studium“ entgegnete der Sultan. „Haßt Du etwa nach der Natur gemalt?“ — „Nein, sondern...“ — „Nun, so sollst Du es gleich auf der Stelle machen.“ — Der Großherr ließ einen Sklaven hereintreten, ihm den Kopf abschlagen und denselben Gentile, noch ganz rauchend, darbringen. „Nun studire“, sagte er, „und antworte mir, ob ich recht habe oder nicht.“ — Der arme Maler, mehr todt als lebendig bei dieser Scene, die mit der Schnelligkeit eines Gewitterstrahls vor ihm sichgetragen hatte, sagte gern Alles, was man von ihm verlangte; aber kaum hatte er den Ballast im Rücken, als er ein Kreuz über das andere schlug und mit solcher Eile seine sieben Sachen zusammenpackte, daß er sogar darüber den halben Mond vergaß, um nur so schnell als möglich sein liebes Venedig zu erblicken und nicht einen beständigen scharfen Nadel am Halse zu verspüren.

Zur Frage der Leichenverbrennung bringt ein französisches Blatt die Mittheilung einer interessanten Erfindung, durch welche die Urnen zur Aufbewahrung der von der Feuerbestattung übrig bleibenden Aschenreste überflüssig gemacht werden. Professor Desens in Toulouse nimmt nämlich die erkaltete Asche, zerkleinert dieselbe in einem Mörser von Bessmerstahl, feuchtet sie hierauf mit einer kleinen Quantität Wasserglas an und setzt das so erhaltene Präparat in der hydraulischen Presse einem ungeheuren Druck aus. Die Asche erhärtet alsbald zu einem festen, marmorartigen Stein von großer Glätte, auf den Name, Datum des Todes, ein Nachruf u. dgl. m. mit unauslöschlicher Tinte geschrieben werden können. Auch lassen sich Porträts der Verbliebenen in Bronze schneiden, die als Matrizen dienen zur Herstellung von brochmanartigen Medaillons, die man an einer Kette um den Hals tragen oder als Brustnadel vorstecken kann. Diese letztere Art der Verwendung von Leichenasche dürfte eine große Zukunft haben, da — wie das französische Blatt meint — sinnigere und werthvollere Familiengeschenke kaum zu denken sind, als die tragbaren Porträts geliebter Verstorbenen aus ihrer eigenen Asche.

In Breslau ist ein schauderhaftes Verbrechen verübt worden. Das in dem Hause Friedrich-Karlstraße Nr. 2 wohnhafte Fräulein Eleonore Hildebrandt wurde Abends nach 10 Uhr mittelst einer eisernen Stange getödtet. Der Mörder, ein Handlungscommis, Namens Menzel, ist bereits verhaftet. Soviel verlautet, ist derselbe schon am Nachmittag in der Wohnung der Ermordeten gewesen, von der er 450 Mark geliehen haben wollte, welchen Betrag er aber nicht erhielt. Am Abend besuchte Frä. Hildebrandt ihre Schwägerin, Frau Kaufmann Hildebrandt, und kehrte um 10 Uhr nach ihrer Wohnung zurück, wo ihr der Mörder lauerte, um sich in den Besitz des Geldes zu setzen.